

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 21.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. Juni 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

IX. Band.

Amy Moss oder das Blockhaus am Scioto. (Fortsetzung.)

Die Reichte.

Es ist nun Zeit, uns wieder nach Andrew Carlstone und seinem neuen Groom, Cornelius Ragg, umzusehen.

Sie waren, um nicht zu fern von der Wohnung des Letzteren zu sein, die in dem sogenannten „Borough“ lag, in dem Wirthshaus zur Belle Sauvage, in Ludgatehill, eingekohrt, denn der beraubte Vater brannte vor Verlangen, zu erfahren, ob er sich wirklich der neuen Hoffnung zu erfreuen, oder das verlorne Kind noch einmal zu beweinen habe.

Nachdem Carlstone und sein Reisebegleiter eilig ein Frühstück eingenommen und der Erstere die Bedenkllichkeiten des würdigen Büttels Mr. Finch beseitigt, der mit seinem dreieckigen Hut, der leuchtend rothen Weste und dem noch leuchtendern Vollmondsgezicht in der Gaststube saß, sehr geneigt, gegen die Lechtheit und Ehrbarkeit des neuerschaffenen Reitknechts Skrupel zu erheben...; nachdem also Andrew Carlstone diese Skrupel durch einige Guineen zum Schweigen gebracht, die er dem ehrenwerthen Mr. Finch in die Hand drückte, machten unsere Reisenden sich auf den Weg nach dem „Borough“, noch heute einer der am wenigsten veränderten

Theile Londons. Als sie Highstreet hinter sich hatten, befand Carlstone sich in einer gänzlich unbekanntem Gegend, und nach viertelstündigem Marsch gelangten sie an eine ärmliche schmale Gasse.

Schon der Stadttheil, den sie durchschritten, gehörte nicht zu den herrlichsten der großen Residenz, wo so viel zum Genuß des Lebens, so wenig für dessen Verlängerung gethan ist. Ueberall schmutzige Häuser, dunkle, trübe Fenster, tothtugige Straßen, Männer, Weiber und Kinder von bleichem, elendem Aussehen. Es war eines der Stadttheile, wo der Dämon des Trunks sein Hauptquartier aufgeschlagen.

Da drang Geschrei und Wehklagen aus mancher Höhle des Jammers, wo Weiber und Kinder darben hockten, weil der Gatte und Vater vorzog, seinen schönen Erwerb in der Schenke zu verschwelgen, statt Wohlsein und Glück in seine jetzt so freudlose Wohnung zu tragen.

Da schallten Flüche und Schimpfworte, Schwüre und Schläge aus verfallenen Hütten, die für Menschen kaum noch bewohnbar schienen, und um deren Willen dennoch sich Männer unter wüthendem Geschrei die Köpfe blutig schlugen.

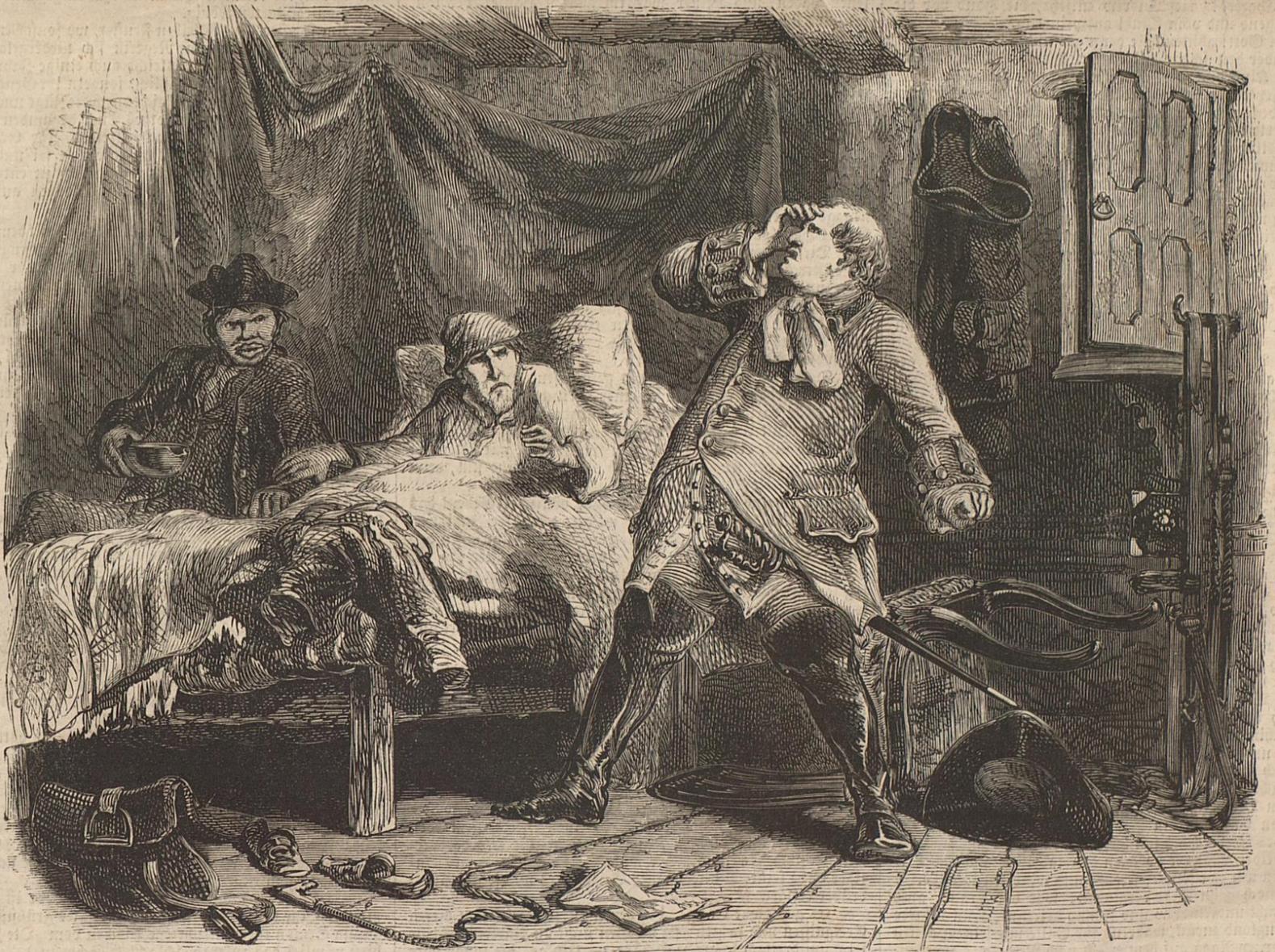
Da waren zerbrochene Fensterscheiben, ausgelegte Miethsleute, die mit ihrem dürrigen Geräch auf der Straße hausten. Da standen Männer an den Thüren, in Kleibern, die kein Trödeljude mehr gekauft hätte — mit Wäsche, die monatelang kein Wasser gesehen — mit niedergetretenen Schuhen und verworrenen Haaren, ihre Pfeife rauchend und über die Straße hinüber sich unterhaltend, in einer Weise, daß der Gedanke nicht fern lag, diese Männer könnten keine andere Arbeit haben, als den ganzen Tag Tabak zu consumiren und durch ihr Gespräch die Nachbarleute zu ergötzen.

Da war Schmutz und Staub und Stickluft, Fieber und Blödsinn, Elend, Verfall und Armuth, Hunger und Laster — in all diesen Gassen und Gäßchen, wie in manchen andern der großen und reichen Stadt London und anderer großer reicher Städte; doch trauriger, elender und schmutziger war feins als das, welches unsre beiden Wanderer jetzt betraten.

Es war sehr eng. An einer Ecke desselben stand eine Schenke, eine finstere, unheimliche Höhle, und obgleich durch die trüben Fenster verblichene rothe Gardinen schimmerten, hatte sie doch ein Ansehen, das ehrbaren Menschen Bedenken einflößte, einzutreten, wenn ehrbare Menschen überhaupt hierher kamen.

Die Ecke gegenüber zeigte einen Laden mit alten Kleidern, einem gewissen Salomons gehörend, der, wie es schien, nie verkaufte und doch immer kaufte. Zwischen dem Wirthshaus und dem Laden des Juden lag ein Raum von 6 Fuß — das Territorium jenseits dieser beiden Häuser aber möchte schwerlich von irgend Jemandem untersucht worden sein, den nicht dringende Nothwendigkeit oder polizeiliche Geschäfte dahin führten.

Wenige Schritte weiter hinauf in dem Gäßchen befand sich ein Laden, über dem in großen weißen Buchstaben auf schwarzem Grunde geschrieben stand: Cornelius Ragg fecit. Was das bedeuten sollte, wußte Niemand, doch haben die besunterrichteststen Bewohner der Gasse uns durch Ueberlieferung in den Stand gesetzt zu vermuthen, daß der Vater des besagten Cornelius Ragg, ein höchst kunstliebendes Individuum, der Ergrüftung seines Geistes das letzte Wort seines Schilbes aus der Ecke eines alten Gemäldes abgeschrieben, ohne die entfernteste Ahnung dessen, was es bedeutete. Viele



Das Bekenntniß des Postillons. (Seite 158.)

Leute in der Nachbarschaft glaubten, seest sei der wirkliche Familienname des Knochenhändlers, den er jetzt nur nicht mehr führe, weil er sehr heruntergekommen; doch als ein armer Schriftsteller, der einst in dieser verdächtigen Gegend einen Zufluchtsort suchte, dem Ladenbestzer erklärte, die Inschrift seines Schildes heiße so viel als: Cornelius Ragg „machte es“, wies der erzürnte Cornelius mit Entrüstung den Gedanken von sich, sein Vater könne einen solchen Irrthum, solchen „Lusum“ begangen und geschrieben haben, und das Wort blieb stehen auf dem Schilde, grade über einer schwarzen, in zweifelhaftes Weiß geflechten Puppe, die (wahrscheinlich als Symbol des Lumpenhandels) an der Seite der Thüre hing.

Bei diesem Establishment machte Ragg Halt und bat Mr. Carlstone, ihm zu folgen. Das ganze Gäßchen war in Aufruhr über die Rückkehr des Lumpenhändlers in so seltsam prächtigem Anzuge, die Leute stürzten neugierig an die Thüren, und als Andrew Carlstone seinen Blick zurückwarf in den schmuckigen Engpaß der ärmlichen Hütten, sah er seinen Bekannten aus dem Gasthause, den ehrenwerthen Büttel Mr. Finch, in die vorerwähnte Schenke eintreten, welche der einzige Platz war, wohin das Geld dieses Trödelmarktes strömte.

Eine Atmosphäre von Knochen, Lumpen, altem Eisen und anderen namenlosen Müsamen empfing Carlstone an der Schwelle seines Besizers; im Hausflur war eine Stiege, an deren Fuß ein stattliches Frauenzimmer stand, die Cornelius Ragg mit großen Augen anstarrte, als sähe sie einen Geist.

„Was starst mich an, Weib, willst gehen!“ — brummte der Knochenhändler und stieg die Leiter hinauf dem Gaste voran, ohne eine Entgegnung abzuwarten.

Sie traten in ein enges, finstres Gemach; darin stand ein ärmliches Bettgestell, nur mit einer Matratze ausgestattet, und von dort ertönte dumpfes Stöhnen, wie von einem schwer Leidenden.

Durch das Geräusch der Tritte auf den alten, knarrenden Dielen ward der Kranke aufmerksam und wandte sich um.

„Wird denn Corney nicht wiederkommen? — Ich muß ja sterben — ich muß sterben!“

„Da komme ich grad' recht!“ entgegnete der Erwartete. „Hast Du ihn gefunden?“ fragte der Leidende, ein bleicher abgezehrer Mann von ungefähr 40 Jahren, indem seine Augen aus ihren Höhlen zu treten schienen.

„Ich komme selbst!“ sprach Mr. Carlstone mit ernster, fast zitternder Stimme.

„Ach!“ — rief der Kranke, zurücksinkend — „gebt mir Wasser — Wasser.“

Der Rathsherr trat an das Lager, untersuchte des kranken Mannes Puls und sprach dann: „Ihr seid so elend nicht, als Ihr glaubt. Redet, wenn Ihr könnt. Ihr habt Hoffnung in mir erregt, mein verlornes Kind wiederzufinden, das wir längst todt glaubten. Bewährt sich, was Ihr mir verheißt, so soll nicht nur Alles zu Eurer Rettung geschehen, sondern Ihr sollt auch auf Lebenszeit versorgt werden.“

„Ich habe Ihnen Böses gethan, Mr. Carlstone“ — sprach der Kranke mit schwacher Stimme. — „Versprechen Sie mir Vergebung, ja mehr noch, auch Schutz, wenn ich am Leben bleibe?“

„Vergebung und Schutz!“ wiederholte Andrew feierlich. „Ach, sehen Sie, Sir — ich war fast noch ein Junge — bin jetzt erst 35 Jahr alt — ich war blutarm und Hactet und Sir Charles verleitet mich dazu.“

„Sir Charles!“ rief Andrew entsetzt, die Hand vor die Stirn schlagend und vom Stuhl aufspringend.

„Mein Gott! ahnten Sie denn gar nichts davon?“

„D, über den scheinheiligen Betrüger! — Jetzt seh' ich's ein. Mein Kind stand zwischen ihm und dem Reichthum.“

Hier setzte der beraubte Vater, erschöpft vom Schrecken dieser Entdeckung, sich wieder am Bett des Kranken nieder und verharrete einen Moment in tiefem Schweigen, während ein Zug tödtlichen Hasses seine Züge entstellte. Darauf, sich wieder sammelnd, fuhr er fort: „Hört mir zu, Mann! Ihr werdet mir den Aushaltort meines Kindes nennen, wie Ihr verspricht; doch merkt Euch das: wenn Euch an meiner Vergebung und meinem Schutz gelegen, so verrathet keinem Menschen eine Silbe. Bin ich erst im Besitz meines Kindes, so habe ich eine Geißel in Händen, womit ich den schwarzen Bismuth hintreiben kann, wo kein menschliches Auge sein Anblick mehr sieht.“

Charles, Charles! Du hast mich betrogen, teuflisch betrogen, aber Deine Lücke soll Dir vergolten werden! Wo ist mein Kind?“

Diese Worte wurden mit so schauerlich leisem Ton gesprochen, daß der Kranke sich furchtsam aufrichtete.

„In Amerika,“ begann er.

„In Amerika!“ unterbrach ihn Carlstone mit einem Schrei der Angst.

„In Amerika bei einem Mann Namens Hactet. Ragg kennt ihn, er gilt für des Kindes Vater.“

„Ragg,“ sprach Carlstone, zu dem Lumpenhändler sich wendend, „Ihr treibt ein armseliges, und ich bezweifle, ob ein ehrliches Gewerbe.“

„Ach, Sir,“ stotterte der Angeredete, von plötzlicher Furcht erfaßt, „hab' mein Lebtag keinen Penny genommen.“

„Still davon, ich bin Gerichtsmann und kenne Euer Gewerbe. Gebt Euren Kram auf, werdet ein rechtschaffener Mensch, so kann ich Euch vielleicht noch vom Galgen retten. Ihr sollt mit mir nach Amerika gehn als mein Diener. Vertragt Euch wie ein Mann, und Euer Lohn soll nicht ausbleiben. Nach meiner Rückkehr will ich für Euch sorgen in einer Weise, die Eure künftigen Hoffnungen übersteigt. Ihr habt ein gutes Werk begonnen, führt es auch zu Ende. Heut Abend noch versorge ich Euch mit Geld, so viel Ihr bedürft — bis dahin will ich Nachricht einziehen, wann das erste Packetboot unter Segel geht — mit dem ersten reisen wir ab.“

„Ihr,“ sprach er zu dem Kranken gewendet, „Ihr werdet aufs Land gebracht, und ich hoffe, bei meiner Rückkehr Euch gesund und Eurem Versprechen treu zu finden. Mein Ehrenwort: Keinem von Euch soll ein Haar gekrümmt werden, wor der Anstifter des Verbrechens soll büßen.“

Die beiden Männer horchten den fabelhaft schönen Versprechungen mit zweifelnder Freude und willigten in alles. Ehe noch zehn Tage vergingen, war der Kranke aufs Land gebracht und Andrew und Fanny getrennt, denn Letztere blieb in England zurück, während ihr Gatte mit seinem neuen Diener Corney Ragg auf dem ersten nach New-York abgehenden Packetboot sich nach Amerika einschiffte.

Sie reisten als Mr. John Smith und sein Diener Tobias.

11. Kapitel.

Scowl Hall.

Mehrere Jahre vor Beginn unserer Erzählung, da Amerika schon das Asyl zahlreicher, sowohl edler als verbrecherischer Flüchtlinge geworden, war auch ein gewisser Edward Morton de Grey in die neue Welt gekommen, ein Mann von Ansehen und Vermögen. Er kam von England herüber mit seiner Frau, deren Sohn und mehreren europäischen Dienern (ein damals großer Luxus in den Colonien), kaufte weite Ländereien und baute sich ein Haus, das er Scowl Hall nannte.

Es war ein seltsames, düstres Haus, tief im Walde, am Ufer eines Flüsschens gelegen; denn als der Wald in der Umgebung des Hauses zum Zweck des Anbaues bereits gelichtet ward, ließ der Eigentümer rings um das Haus einen Waldgürtel stehen, damit er die Felder von den Fenstern aus nicht sehe, seine Felder, von denen doch ein großer Theil seines Wohlstands abhing. Er kaufte viele Neger, beschäftigte viele Arbeiter, hielt Pferde und Hunde und lebte ganz wie ein Gentleman von ächt englischem Schlage in der neuen amerikanischen Heimath.

Als er nach Amerika kam, war er ungefähr 45, seine Frau fast eben so viele Jahre alt. Sie hatte einen erwachsenen, fast zwanzigjährigen Sohn, welcher mit seinem Stiefvater nicht im besten Vernehmen stand; dieser theilte seine Liebe nur zwischen seine beiden Knaben, Reginald und Walter, von denen der eine 3 Jahr, der andere erst 1 Jahr zählte. Edward Morton hatte, wie verlautete, seine Frau nur ihres großen Vermögens wegen geheirathet und England nur darum verlassen, um der Einmischung ihrer Verwandten in seine Angelegenheiten zu entgehen, denn die Frau, die ihren Gatten liebte, gab ihm alles und überließ ihm auch die Sorge für ihren ältesten Sohn, den Sohn ihres ersten Gatten.

Edward Morton de Grey war, in den meisten Beziehungen, ein redlicher Mann. Er hatte mit seiner Frau 100,000 Pfund erhalten, und in seinem Testament theilte er diese Summe an alle drei Kinder gleich; doch sein eignes großes Vermögen theilte er nur zwischen die zwei jüngeren Knaben, seinem Stiefsohne nichts gebend. Doch — der Ueberlebende nahm Alles — und — der Sohn seiner Frau war der einzige Ueberlebende.

Zwischen England und der neuen Colonie herrschte Krieg, zwischen der eifersüchtigen Mutter und ihrer erblühenden Tochter, welche halb eine Prophetin der Civilisation, des Fortschritts und der Freiheit werden sollte. — Mrs. de Grey, deren zarte, leicht erregbare Natur die Greuel und Unruhen des Krieges nicht ertragen und namentlich von einem Angriff der Indianer auf das Schloß ihres Mannes sich nicht erholen konnte, starb nach sehr kurzer Krankheit.

Wir betreten Scowl Hall am Nachmittage vor dem Begräbniß, dessen Ziel sehr weit entfernt lag. Der Sarg stand im Saalzimmer, dessen Rouleau herabgelassen waren, während die Diener von außen mit Betrübnis und scheuer Ehrfurcht zu den Fenstern ausblickten, hinter denen die sterblichen Ueberreste ihrer gütigen Herrin lagen. Eine schöne junge Negerin, die der erwachsene Sohn mit auffallender Auszeichnung behandelte, und die, thöricht genug, durch seine Schmeicheleien bewogen, einen liebenden Bewerber ihres Standes ausgeschlagen, saß mit den zwei kleinen verwaisten Knaben in einer schattigen Laube. Der Colonel, wie Edward Morton genannt ward, saß in seinem Zimmer bei festgeschlossenen Läden, und Keiner war im ganzen Hause, der ihn, wenn er sich abschloß, zu führen gewagt hätte.

Es sah so feierlich ernst aus, das seltsame Gebäude. — Das untere Stockwerk war aus Stein und Ziegeln gebaut, und das Fundament ging tief in die Erde. Ein Säulen-Portico mit einigen Steinflüssen, die Veranda rings um das Haus, erinnerten an italische Villen, welcher Eindruck noch vermehrt ward durch die Wassertreppe, die, wie bei den venetianischen Palästen, an den Fluß hinunterführte, in welchem Gondeln bereit lagen. Ueber diesem ersten Stockwerk war ein sehr hohes, auf starken Kreuzbalken erbautes, das drei Fuß vorsprang und seltsame Giebelbilder zeigte, einen Fächer, eine Flagge und ein mirrarisches Mannsgeßicht — daher der Name: Scowl Hall (scowl, das finstere Gesicht).

Diese eigenthümliche Bauart gab den unteren Zimmern ein düstres Aussehen, die übrigen elegant eingerichtet waren. Namentlich galt diese Bezeichnung von einem Zimmer, worin sonst Mrs. de Grey gewöhnlich sich aufzuhalten pflegte mit ihren beiden kleinen Knaben, den einen reden, den andern lesen lehrend, während Phöbe, die vorerwähnte junge Negerin, voller Bewunderung zuhörte.

Doch dieses Zimmer ist jetzt geschlossen, und der süßeste Laut auf Erden, die Stimme einer zärtlichen Mutter, wird nicht mehr darin erschallen, die Kleinen werden vergebens nach der Mutter verlangen, denn die Mutter ist todt. Alles ist jetzt so still, die junge Wärterin spricht leise, mit zitternder Stimme, zu den Kindern, und auch die Kinder sind still, denn sie glauben, die Mutter schlafte.

Da plötzlich weckt ein gräßliches, höllisches Geheul das Echo des Waldes. Eine Horde wilder, ruchloser Indianer, im Verein mit einigen noch ruchloseren Weissen, umringen das Haus, die Diener fliehen, und eine Stunde später lag der Leichnam der Mrs. de Grey nicht mehr allein, denn ihr Gatte lag scalpirt neben ihrem Sarge, und von Negern oder Kindern war keine Spur mehr zu sehen. Die Hütten der Sklaven waren in Brand gesteckt, das Haus jedoch nur geplündert und schnell verlassen worden, da die Räuber entdeckten, daß der Tod darin haufe.

Als der junge Barton betäubt und niedergeschlagen ins Schloß zurückkehrte, das er nur verlassen, um Anstalten zum Begräbniß seiner Mutter zu treffen — fand er sich als alleinigen Erben von Scowl Hall und aller Besitzungen seiner Familie. Sein Recht geltend zu machen ward ihm nicht schwer; die gräßliche Tragödie erregte kein Aufsehen, denn dergleichen Scenen kamen nicht selten vor, und als die durch ihren Herrn wieder eingelöste Phöbe zurückkam und erzählte, wie die Indianer die armen kleinen Brüder gemorbet, wurden die unschuldigen Kinder beklagt, die Mörder verurtheilt und Squire Barton nach Recht und Gesetz als einziger Erbe seiner Mutter, seines Stiefvaters und seiner Stiefbrüder erklärt.

Es gab zwar Einige, die den Kopf schüttelten zu diesen Ereignissen und sagten, sie möchten nicht an Barton's Stelle sein um dreifach so große Schätze — Einige, die sonderbare Reden führten über den plötzlichen Ueberfall der Indianer in Scowl Hall.

Doch wo wäre auch ein Mann, der, plöblich reich geworden, nicht beargwöhnt, nicht getadelt würde? Wie stets bei solchen Gelegenheiten, verstummen allmählig die Stimmen der Verläumdung, besonders, als Squire Barton auf dem Kirchhofe nicht nur seiner Mutter, sondern auch dem Andenken seines Stiefvaters und seiner gemorbeten Brüder prächtige Monumente errichten ließ.

Einige Jahre später, nach einer ziemlich locker verlebten Jugend, verheiratete sich Squire Barton. Seine Gattin, ein junges, liebenswürdiges Wesen, konnte sich mit Phöbe nicht gut vertragen, starb nach vierjähriger, nicht sehr glücklicher Ehe an einer ansteckenden Krankheit und ward rasch beerdigt auf demselben fernen Kirchhof, wo die Denkmäler der übrigen Angehörigen Barton's standen. Das war ungefähr zu derselben Zeit, als Squire Barton Amy Moss kennen lernte und all' seine Güter ihr zu Füßen legte.

Scowl Hall war jetzt ein düstres, trauriger Ort. — Der Squire brachte seine Tage hin in Schwelgereien und Zechgelagen, hielt Orgien mit Männern, von denen Niemand wußte, wer sie waren, woher sie kamen. In der Nähe von Scowl Hall war keine Niederlassung, und zum Vergnügen den Ort zu besuchen, fiel den entfernt wohnenden Anspielern auch nicht ein. So lebte denn der Squire ganz nach eigener Weise und nach eigenem Gefallen, jagte, fischte, trank und sang mit seinen Genossen ungestört und unbeobachtet.

Doch, seltsam, sein Reichthum sogar genügte nicht, ihm wahre Achtung zu verschaffen, so wenig auch die Leute sein eigentliches Leben kannten. Nur die Verwandten seiner Gattin haßten ihn tödtlich und duldeten nicht, daß in ihrer Gegenwart der Name des Mannes genannt ward, der, wie sie behaupteten, die sanfte, vertrauensvolle Helene Jay auf dem Gewissen habe.

Auf dem Moss ward von alledem wenig oder nichts bekannt. Die Familie war aus einer entfernten Gegend gekommen, und da Amy halb als die Verlobte des reichen Squire galt, beeiferte sich Keiner, Mittheilungen zu machen, wo solche weber gewünscht noch nöthig schienen. Und dann blieb Squire Barton doch immer ein reicher Mann, und Reichthum ist eine Wolke, die, wie die des Jupiter, dem Menschen Manches zu thun gestattet, was, von einem Armen verübt, Verbrechen genannt würde. Reichthum, wie die Liebe, „bedeckt der Sünden Menge.“

In der Dämmerung eines Frühlingmorgens, zur Zeit, da wir unsere Erzählung wieder aufnehmen, lag ein besonders düstres Schleier über Scowl Hall. Nichts schien seit dem Tage des Indianer-Einbruchs verändert oder verbessert, ausgenommen etwa, daß die Thüren wieder in ihre Angeln gehoben und die Fenster mit schweren Holzbarren versehen waren. Die Steine und Ziegel aber an den Wänden des Hauses waren schmutzig und feucht durch die Nähe der Bäume, das Holzwerk im oberen Stock war gespalten und zerbröckelt aus Mangel des Anstrichs, die Fenster waren trübe, weil Niemand sie reinigte, und das Ganze trug den Stempel des Verfalls unverkennbar an sich.

Zahlreiche Nebengebäude umgaben das Haus, denn der Squire hatte viele Neger, und außer diesen wohnten auch noch Aufseher und viele weiße Diener in den Nebenhäusern, seltsam wild aussehende Männer, die stets bis an die Zähne bewaffnet einhergingen und so zu sagen die Leibgarde dieses seltsamen Königs bildeten; denn hier auf seinem eignen Grund und Boden, wo Niemand hemmend ihm entgegenreten durfte, war Squire Barton König.

Am Fenster, an demselben Fenster, wo sonst Mrs. de Grey zu sitzen pflegte, hatte eine Negerin sich niedergelassen. Sie mochte ungefähr 35 oder vielleicht auch einige Jahre weniger zählen; sie war keineswegs häßlich, sondern ihr Gesicht er schien nur durch den Ausdruck, und nicht durch die Züge unangenehm. Um den Kopf hatte sie ein rothes Tuch gewunden und war überigens mit vielem Geschmaack gekleidet. Ihr Gähnen verrieth, daß sie noch nicht längst aufgestanden sei und der Unarmung des Schlafes sich noch nicht völlig zu entziehen vermöge. Schlaftrunken stützte sie die Ellenbogen auf das Fensterbrett und sah hinaus.

Dicht unter dem Fenster stand ein Mann, mit dem Schneiden eines Stockes beschäftigt. Er sah wunderlich genug aus, dieser Mann; sein schmales, mageres Gesicht war von einer Masse wolligen, schmutzigen Haares wie von einem Schirmdach überragt, und über diesem Haarwald thronte eine kegelförmige Mütze. Die Stirn war niedrig und zurückweichend, die Augen so tief eingesunken, daß sie nur durch ihren stehenden Blick erkennbar, die lange Hafennase schmal, selbst an den Nüstern, während der Mund nur als ein dünner Schlitz auf der rothen Fläche erschien, die in einem spitzen Kinn endete. Ein Ausdruck höchster Wildheit, niedriger Schlaueit und gemeiner Sinnlichkeit lag ewig auf diesem Gesicht, selbst wenn es lächelte, was selten genug geschah.

Er trug einen glatt anliegenden Rock und darüber am Riemen hängend eine Flinte. In seinem Gürtel steckte auf einer Seite ein ansehnliches Paar Pistolen, während die andere Seite Gürteltasche, Kugeltasche und Pulverhorn beherbergte. Ein Hirschfänger und hohe, über die Knie reichende Stiefeln vollendeten des Waidmanns Costüm.

„Schön guten Morgen, Massa Simon Girty,“ rief das Mädchen.

„Morgen!“ brummte Simon Girty, denn er war es, der Eigentümer dieses in den Grenzlanden mit Recht übel berückichtigten Namens. „Kannst auch früh aufstehen, Schwarze?“

„Phöbe steht auf, wenn sie Lust hat,“ antwortete die Negerin — „übrigens — Schwarze — heiß' ich nicht.“

„Narrenzpossen, hörst Dich etwa heut' zum ersten Mal so nennen, alte Schachtel?“

„Und wenn ich's schon hundertmal gehört hätt', verbiet' ich's Euch zum hundertsten Male, für was hat man den Mund?“ entgegnete Phöbe ärgerlich.

„Nun, so rasoimire immer drauf los — ich kann's aushalten, ich, Simon Girty, kann schon ein tüchtiges Donnerwetter und auch eine Fluth von Geschwätz aushalten. Ich bin halb Pferd, halb Krokodil, und auch so' was von 'ner Thürmatte,“ sagte der witzige Grenzjäger, indem seine Züge sich zu einem schwachen, grinsenden Lächeln verzerrten.

„Da, ha,“ lachte das Weib. — „Phöbe ist so schlimm nicht als Ihr denkt — wird gleich ein gutes Frühstück holen — Massa Simon ist vielleicht ein Bißchen vom „De Joe?“ (So hieß nämlich das zuletzt geschlachtete Schwein.)

„Bist und bleibst doch ein wahrhaftiger Schreihals, Dirne — ich hab' heut' Morgen schon meinem Magen und

Rehle gütlich gethan — aber ein Stück Schweinefleisch würd' ich drum doch nicht verschmähen.“

„Seht da!“ rief plötzlich das Weib — „da kommt ein Boot.“

„Halt da — Ihr!“ schrie Simon Girty laut, eilig nach dem Fluß hinabgehend. „Halt, sag' ich, oder hier mein Schießrohr soll Euch was ins Ohr sagen!“

„Haltet Euer Maul und spart Eure Drohungen für Andere,“ rief jetzt eine Stimme hinter den Rücken des Ufers, und bald darauf ward ein Rachen sichtbar, in diesem Squire Barton.

„Böhle verschwand augenblicklich vom Fenster.“

„Morgen, Capitain, Ihr könnt blöde Augen schön anführen!“

„Kann ich?“ entgegnete der Squire, dessen Boot jetzt ans Ufer stieß. „Ich denke, das ist mehr als Ihr könnt,“ fuhr Barton, aus Land steigend, gereizt fort. „Was haben die dummen Streiche zu bedeuten? Warum übersfällt Tecumseh das Moos?“

„Ich bin des Todes,“ rief der erschrockene Simon. — „Ich dachte, der Squire wüßte...“

„Ihr dachtet wie ein Narr, sag' ich Euch,“ entgegnete Barton zornig. — „Wer hat den dummen Einfall gehabt, Krähennest zu plündern, Mary zu tödten und uns diesen verurtheilten Walter Harrod auf den Hals zu hegen?“

„Ich will mich gleich speien, hängen und viertheilen lassen, wenn ich's weiß,“ schrie Simon. „Mary ist todt? Das muß irgend einer von den verfluchten Indianern gethan haben.“

„Und Miß Amy Mooss, die im Krähennest sich aufhielt, wo ist sie?“

„Wohl auf und munter, wie ein Füllen — nur daß einer von den Indianerbuben bis über die Ohren in sie vernarrt ist...“

„Was?“ schrie Squire Barton, den Andern bei der Rehle packend. — „Was sagt Ihr? Redet, ich sag's Euch, oder Ihr sollt...“

„Nu, nu, Ihr werdet doch nicht —“ sprach Simon Girty kaltblütig — „packt mich nicht so fest, meine Gurgel ist ja kein Tomahawk. — Ich sagte nur, was ich jetzt sag', daß der Indianer, der die Miß Amy weggeführt hat, in sie verliebt ist, weiter nichts.“

Squire Barton stieß einen Fluch aus, dem wir in diesen Blättern keinen Raum gönnen wollen, und sprach dann zu Simon, ihn, wie der Panther den Wolf, mit glühenden Blicken fast durchbohrend. „Und wer dieß die schurkische Nothhaut Amy berühren — von wem ging der „Gedanke“ aus?“ fuhr er mit einem Ton wilder Ironie fort. —

„Von mir nicht — kann nicht sagen, von wem; mein Lebtage bin ich nicht so erschrocken, wie heut', als ich das erfuhr. Ich wußte kein Sterbenswort davon, vor einer halben Minute noch kein Wort von all' den Schreckensgeschichten.“

„Kommt mit, Simon Girty — der Sache müssen wir auf den Grund gehn. Um das Moos herum hungern gegen 500 solche rothhäutige Schurke — das muß ein Ende nehmen.“

„Daß Dich!...“ sprach Simon Girty, mehr zu sich selbst als zu Barton, diesen mit einem Blick des Erstaunens betrachtend. „Der Capitain wird doch nicht so veränderlich sein, wie 'ne Dirne. Nein, nein, ich glaub's nicht!“

„Zwei Menschen giebt's in der Welt, die ich hasse, und diese beiden müssen sterben,“ entgegnete der Squire aufgeregt und mit wüthender Geberde — „aber sie sind jetzt nicht im Moos.“

„Wenn's auch grad nicht sein ist, sich in anderer Leute Geheimnisse zu mischen, möcht' ich doch nach den Namen der Zwei fragen, die Eu. Gnaden so ins Herz geschlossen haben.“

„Gustaloga und Dick Harvey! Ich hasse sie, Girty, ich hasse sie mit übermenschlichem Haß. Sie sind mir im Wege. — So lange sie im Moos waren, hätte ich keinen Finger gerührt, es zu retten, nein, gewiß nicht, und wenn Jane, der Richter, Charles und Alle umgekommen wären — nur Amy nicht — nein, die nicht, die ist mein — mein!“

Simon Girty's Augen traten vor Erstaunen fast aus ihren tiefen Höhlen — dann schaute er behutsam nach allen Seiten sich um, machte den Mund spitz, wie zum Pfeifen, und flüsterte ein langes, leises, vorsichtiges „Wie?“ nicht möglich! Er! also Gustaloga und Harvey,“ fuhr er fort, seine Augen forschend in die des Squire sendend, als wolle er irgend eine verschleierte Absicht herauslesen.

„Ja, Gustaloga und Dick Harvey, der civilisirte Indianer und der tolle Künstler.“

„Warum die?“ fragte Simon Girty, der, von der Ueberraschung sich zu erholen, an die Wand gelehnt da stand. „Weil sie mir immer und überall im Wege sind. — Jeder ist ihnen gewogen, der Richter achtet und liebt sie, die falschen, heuchlerischen Buben! Charles hat mehr Anhänglichkeit für sie als für mich. Jane ist ganz wie behert von dem unerzogenen Jungen, dem tollen Künstler — und Amy sogar — ja — auch sie — trotz ihrer mir gegebenen Schwüre, schämt mir — wenigstens bilde ich es mir ein — aber mir scheint es oft, als hege Amy ein geheimes Interesse für den rothhäutigen Dieb, den Wyandot Gustaloga!“

Simon Girty, der vollendetste und abgefeimteste Schurke der ganzen Gegend, war so erstaunt und erfarrt von dem, was er sah und hörte, daß er den Squire nicht aus den Augen ließ und ihn kopfschüttelnd beobachtete, als traue er seinen eigenen Sinnen nicht. Der Blick, mit welchem er den Squire betrachtete, war aus Verwunderung, Furcht und Schrecken gemischt; ein Blick, über den Barton, wenn er ihn bemerkte, eine Erklärung gefordert haben würde. Doch er bemerkte ihn nicht, da die leidenschaftliche Erregung ihn blind machte gegen seine Umgebung.

Mit den letzten, im drohenden Ton gesprochenen Worten betrat Barton die Schwelle seines Hauses. Hätte er in Simon's Blicken jetzt lesen können, würde er nicht nur Stauern oder den Wunsch, zwei seiner Mitgeschöpfe zu morden, darin gelesen haben, sondern noch ein Etwas, für welches das Verständniß ihm fehlte.

„Weim Himmel!“ rief der verhärtete Schurke, dem voraneilenden Squire nachsehend, von Schrecken und Ahnungen der Vergeltung ergriffen; „es muß doch eine Vorsehung geben!“

Ohne weiter ein Wort zu sprechen, folgte er dem Squire in das Haus. Dieser, an Höhe, die ihn lächelnd bewillkommnete, vorübereilend, befehl der Negerin, das Frühstück in sein Wohnzimmer zu bringen, dessen Schlüssel er von ihrem Gürtel löste. Er befehl außerdem, viel Wein hinauf zu

bringen, und dann unter keiner Bedingung Jemand zu ihm zu lassen, Simon Girty ausgenommen, mit dem er zu sprechen habe.

Das Frühstück ward gebracht und schweigend verzehrt, da Höhe dabei gegenwärtig blieb. Dann wurden Weinflaschen, Pfeifen und Tabak auf den Tisch gestellt, der Squire nahm die Negerin beim Arm, drängte sie hinaus, verriegelte die Thür und blieb mit Simon Girty, dem Renegaten, allein. Dieser Mann, obgleich ein Colonist und ein Weißer, war, nachdem er erst für Amerika gefochten, nach England desertirt und hatte sich, dort aufgefunden und zurückgeholt, mit dem rohesten Indianerstamm verbündet zum Verderben seiner Stammgenossen.

Ueber die Unterredung der Beiden ist nichts bekannt. Nach zwei Stunden, als fünf Flaschen geleert waren, entfernte sich Simon und ließ den Squire in seinem Zimmer allein.

Es war ein seltsames Zimmer. Schwere türkische Teppiche mit reichen Blumenmustern bedeckten den Fußboden, an den Wänden hingen Gemälde, größtentheils Portraits weiblicher Schönheiten und Bilder von Pferden, und außerdem erschien die Wand noch geschmückt mit einem ganzen Arsenal von Pistolen, Dolchen, Schwertern, Flinten — die, obgleich ihrer Gestalt nach zu den Curiositäten gehörig, dennoch augenscheinlich brauchbar und gebraucht waren. Das Gemach hatte zwei Fenster, deren eines nach dem Fluße, das andre nach der Seite hinausging, beide fest verwahrt durch Eisengitter und Fensterladen. Dieses Zimmer konnte schon einen thätigen Angriff aushalten, besonders da es in dem aus Steinen gebauten Theil des Hauses gelegen. — Hier nun saß Squire Barton — jetzt allein. Sein ganzes festes Wesen, seine anscheinende Unbefangenheit, die wilde Lustigkeit seines Blickes, seines Wesens, war dahin. Sein Gesicht war bleich und hohlwangig, ungeachtet der Menge des genossenen Weins, seine Augen spähten in den Ecken des Gemachs umher, als vermütheten sie jeden Augenblick etwas Schauerliches, Unerwartetes von dort aufzutauchen zu sehn. Dann stand er auf, leerte hastig noch einen Becher und ging festen Schrittes im Zimmer umher, ganz unberührt von der Macht des geistigen Getränks.

Hierauf begann er ein seltsames Werk.

Ohne Zweifel werden die Leser jetzt an geheimnißvolle Kerker, unterirdische Gänge und Burgverstecke denken, wie in Anna Radcliffe und in den Erzählungen eines Sue uns vorgeführt werden. Und doch müssen, ohne der Romantik zu hulbigen, die Leser eingesehen, daß auch in unserm nächsteren, vorsichtigen neunzehnten Jahrhundert Thaten geschehen, an deren Möglichkeit unsere Philosophie irre wird. So ist es denn nicht allzu wunderbar, daß Squire Barton allein und unbeachtet auf seinem Besitzthum, fern von dem Blick des weltlichen Richters, eben so frei und ungestraft seine Rolle als Räuber oder Tyrann spielte, als nur irgend ein Raubritter des Mittelalters.

Er rückte den Tisch aus der Mitte des Zimmers und hob die große mittlere Blume des Teppichs auf, welche, obgleich den übrigen ganz ähnlich, doch von diesen gänzlich getrennt war. Er legte die Blume auf die Seite, und eine Fallthür ward sichtbar, die er ebenfalls aufhob. Sein Gesicht war jetzt geröthet, verdrücklich bliete er um sich und lautete aufmerksam. Kein Laut ließ sich vernehmen. Nun trat er zum Schenkisch, wo die Reste des Frühstücks standen, nahm einen Teller mit Fleisch, eine große Brotschneide und eine Flasche Wein, betrat die im Innern der Fallthür sichtbar gewordenen Stufen und stieg hinunter. Zuerst verschwanden seine Füße, dann sein Oberkörper, bis endlich nur noch der Kopf sichtbar blieb.

Sein Gesicht bot jetzt einen traurigen Anblick dar, wie es so über der dunklen Tiefe schwebte. Seine Augen traten aus ihren Höhlen, die Wangen waren wieder geisterhaft bleich, und blutlos die Lippen. Im nächsten Augenblick war das Haupt verschwunden. Dann ward unten ein kurzes Stimmgeräusch, ein Gemurmel hörbar, der Squire kam wieder herauf, etwas weniger bleich, etwas weniger geisterhaft, schloß die Fallthür wieder, legte die Blume des Teppichs darüber, stellte den Tisch an seinen Platz, that einen langen, tiefen Athemzug und setzte sich nieder.

Wie still und bleich sah er da — der Mann des Verbrechens — denn das seine Seele von Schuld beladen, konnte Niemand bezweifeln, der ihn jetzt, der ihn hier gesehen. So sah er, bis die Sonne untergegangen, bis die Schatten dichter wurden, die Bäume, aus dem Fenster betrachtet, zu einer schwarzen Masse ineinanderfloßen und Nacht über die ganze Gegend sich lagerte. Die Stunden vergingen, und Squire Barton saß noch immer in seinem Sessel wie im Halbschlummer. Noch drang das Getümmel, das Gespräch der Diensteute, der Jäger, der Sklaven und Sklavinnen draußen zu seinem Zimmer hinauf, dann war alles still, und nirgend's brannte noch ein Licht, als nur in dem Gemach, wo der Besitzer von Scowl Hall weilte, gemartet von seinen eignen Gedanken, gefoltert von seinem Gewissen, schauernd vor der furchtbaren Vergangenheit, die ungewisse Gegenwart verwünschend, und jagend vor der dunklen Zukunft.

Die Lichter waren tief herabgebrannt, vom Walde her hatten seltsame Klänge sich vernehmen lassen — da plötzlich stürzte Barton und fuhr auf über ein leises Klopfen am Fenster. Dann kamen noch drei getrennte Schläge am Fensterladen, regelmäßig und leise. Barton ging hastig zur Thür seines Zimmers und trat hinaus in den Vorplatz ohne Licht. In wenigen Minuten kehrte er zurück mit einem fest in einen Reitermantel gehüllten Fremden, dessen Hut, fast bis auf die Augen hinabgedrückt, seine Züge zum Theil verbarg. Es war ein Mann von hoher, kräftiger Gestalt, und als er seinen Hut etwas gelüftet, ließen sich ein Paar schwarzer Augen, ein gewaltiger Schnurrbart und der finstere Ausdruck seines Gesichtes erkennen.

„Was giebt's Neues, Barton?“ fragte der Fremde mit heiserer, krächzender Stimme.

„Schlechte Neuigkeiten, Colonel Butler“, antwortete der Squire, den Angekommenen zum Sitzen nöthigend.

„Schlechte Neuigkeiten?“ wiederholte der als Colonel Butler Angeredete — denn er war es, der in amerikanischen Kriege durch seine Verbrechen und seine Grausamkeit zu schmachvoller Berühmtheit gelangte Colonel Butler. „Was für schlechte Neuigkeiten könnten das sein?“

„Daß Gustaloga das ganze Complot gehört, den Neger und den Alligator gefangen genommen hat, und daß das Moos

aller Wahrscheinlichkeit nach nicht durch Verrath genommen wird.“

„Spielt Ihr ein ehrliches Spiel, Barton?“ fragte der Colonel plötzlich, den Arm des Squire berührend.

„Ehrliches Spiel!“ rief Barton mit höhnischem Lachen. „Colonel Butler hat sprachlose Einfälle! — Warum wollen wir erst von Ehrlichkeit reden! Ihr wollt Jane Mooss, ich will Amy Mooss — ich dünkte also, unsere Gründe wüßten einander auf...“

„Hört einmal, Squire — ich bin ausgestoßen und vogelfrei, weil ich in einem Anfall wüthender Leidenschaft mich gegen die Republik auflehnte. — Ich bereue diese Thorheit schwer, denn sie hat mir wahrhaftig kein Glück gebracht. Ich möchte wieder zu Vermögen, zu einer Stellung gelangen und dann, so gesichert, um Begnadigung beim Congreß nachsuchen. Dem Schwiegerjohn des Richters Mooss würde eine solche Günst nicht abgeschlagen. — Ihr liebt Amy! —“

„Ich liebe sie!“ rief Barton wild. „Was wißt Ihr von der menschlichen Natur, Colonel Butler! Ich will sie demüthigen, sie zu meinen Füßen sehen — sie soll mich ansehen, sie zu nehmen, um Schlimmerem zu entgehen!“

„Natürlich — Ihr liebt sie; liebtet Ihr sie nicht, wäret Ihr ja nicht das, was Ihr jetzt seid!“

„Ich wollte, ich wäre nicht, was ich bin!“ sprach Barton düster.

„Neue ist nur das Rettungskapital bankbrüchiger armer Sünder,“ entgegnete Butler lachend. „Haben wir unsern Kahn einmal in die Fluth gestochen, müssen wir herzhaft rudern, um nicht unterzugehen.“

„Das müssen wir, Colonel Butler, weil Ihr, durch irgend ein höllisches Mittel, mein Geheimniß ergründet habt!“

„Eines Eurer Geheimnisse, wenn's beliebt, Squire Barton,“ sprach Butler langsam, mit vielsagendem Blick auf den Fußboden deutend.

„Auch gut, also eines meiner Geheimnisse...“

„Welches Geheimniß nicht existiren würde, hättet Ihr den Muth, zur Ausführung Eures Plans zu schreiten.“

„Wollt Ihr, ich soll ein Weib morden?“ fragte Barton zornig lächelnd.

„Es muß doch einmal dazu kommen,“ sprach Colonel Butler mit furchtbar scherzendem Ton. — „Doch nein — tödtet sie nicht! Nehmt ihr jede Hoffnung, kreuzigt ihre junge Liebe, brecht ihr Herz, seid Alles für sie, was ein Teufel in Menschengestalt nur sein kann — und damit gut. Ihr seid ja dann nicht ihr Mörder, weil sie nicht todt ist. Aber ich sag's Euch, Squire, es kommt doch noch dazu.“

„Ne!“ rief Barton mit derselben, zornig bebenden Stimme.

„Vielleicht, wenn erst Amy Euer angetrautes Weib ist, wenn Ihr sie herbringt nach Scowl Hall — nach dem gespenstischen Scowl Hall — werden seltsame Thue durch das Haus ziehen. — O, dann wird schon Leben werden, Scowl Hall wird so einsam nicht bleiben — aber — wie Ihr wollt. Sagt einmal, wie lange denkt Ihr Euch dem die schurkische Einmischung Gustaloga's und des tollen Künstlers gefallen zu lassen?“

„Colonel Butler, diese Burschen sind mir immer und überall im Wege. Sie drängen sich mir vor, sie hindern mich überall. — Der Himmel weiß, wie ich sie hasse. Aber ich kann's nicht thun... Eine Mordthat hinterläßt schon einen so blutigen Flecken auf der Seele, daß es zweimal nicht gethan werden kann.“

„So! Ei! — Da habt Ihr wohl aus Nothwehr Einen erschlagen?“ rief fast bestürzt Colonel Butler.

„Sagt' ich das?“ fragte Barton mit stieren Augen. — „Ich meine etwas Schlimmeres als Morden... Getödtet habe ich nur einen Indianer aus Nothwehr, sonst keinen Menschen. — Ich wollte mich nicht drum grämen, Colonel Butler, wenn diese jungen Buben bald irgend wie oder wo umkämen, aber nur ich kann zu ihrem Tode nichts thun!“

„Ihr seid ja außerordentlich zartfühlend!“ scherzte Butler; „doch nun zu Geschäften: Amy Mooss ist in den Händen der Indianer, sie halten sie auf ihrem Dorfe gefangen. Jetzt ist's Zeit für Euch, zu handeln, und von Euch habe ich zu fordern, daß mir Jane gesichert bleibt. Ich habe Euch in Euren Plänen mit Amy nach Kräften unterstützt — nun ist die Reihe an Euch!“

„Und wenn ich Euch nun meine Hilfe versage, mich von Euch trenne und mich der Gnade des Richters übergebe, ihm die ganze Wahrheit enthüllend?“

„Die ganze Wahrheit?“ lachte Butler abermals und sah dem Squire fest ins Auge.

„Nein, nein —“ rief Barton zerstreut und stutzig — „die ganze Wahrheit — könnte ihn überraschen — nicht?...“

„Ja wohl — denn obgleich ich die ganze Wahrheit nicht kenne, so vermüthe ich doch...“

„Was ist's, das Ihr vermüthet?“ fragte der Squire, den Gast ängstlich forschend anblickend.

„Etwas, das, wenn es wahr wäre, den Zorn und die Verachtung der ganzen Gegend Euch zuziehen müßte und Euch bannen müßte in die Einöde, fern von Menschenkindern. Ich vermüthe“, sagte der Colonel und betonte das Wort so, daß man leicht erkannte, er wolle damit sagen, ich weiß — „ich vermüthe, daß die wilde Rotte, welche die Bewohner und Erben dieses Schlosses mordete und diese freundliche Heimath zur Debe machte, von einem gewissen James Barton gebungen war in der Voraussehung, durch ihre Dienste Erbe der Güter zu werden.“

„Gut — und was weiter?“

„Dann vermüthe ich, daß die gedungenen Instrumente des besagten James Barton ihn käufchten — ich vermüthe, daß die Erben von Scowl Hall noch leben und möglicher Weise Euch sehr unbequem werden können.“

„Teufel in Menschengestalt!“ schrie Barton, todtenbleich vor Schreck und Erstaunen; „was meint Ihr? — Redet, oder ich reiße Euch die falsche Zunge aus!“

„Mir nur keine Drohungen, Sir! Denkt lieber daran, daß jeder Mensch, der einmal den Weg des Verbrechens betreten hat, vorwärts muß, oder untergehen. — Ihr seid schon so ein hartgefottener Bösewicht, daß kein Rückschritt mehr möglich ist. Alles, was wir thun können, ist, die Hiebe des Feindes möglichst zu pariren. Squire Barton, es ist jetzt keine Zeit zum Verzug. Laßt Eure Hochzeit mit Amy und meine mit Jane Mooss an einem Tage stattfinden, und dann wollen wir unsere Köpfe so hoch tragen, daß Niemand das an unsern

Wangen hastende Blut sehen soll. Ich bürge Euch dann dafür, daß die Erben von Scowl Hall nie zum Vorschein kommen. Sie selbst haben keine Ahnung der Wahrheit, und die Einzige, die sie kennt, spricht nur auf mein Geheiß."

"Colonel Butler, ich bin in Eurer Hand. — Noch diese Nacht will ich nach dem Indianerdorfe — beim Froschloch will ich aber doch einsprechen — ach, nicht doch — es war ja auf Witternacht eine Zusammenkunft in der Thalhütte mit Kate verabredet . . . oder mit . . ."

"Wieder ein neues Pröbchen Eurer Narrheit. Das Mädchen liebt Euch — sie wird eifersüchtig werden und Euch eines schönen Tages hintergehen. — Es scheint, Ihr habt sie zu Eurer Vertrauten gemacht und denkt ihr wohl gar die Ehre zu, bei Eurer Hochzeit als Brautjungfer zu figuriren?"

"Kate ist ein ehrliches Mädchen, die halten wird, was sie mir versprach — wenn sie eine kleine Schwäche für mich hatte, so geht das gewiß bald vorüber, denn sie beginnt meinen wahren Charakter zu ahnen. Ich bin jetzt nicht mehr der unbefangene, muntere Jäger, der nach dem Froschloch kam, sie mit Schmeicheleien und Liebsfungen überhäufte . . . — Sie hat ein Gespräch des alten Ralph belauscht. —"

"Warum kommt Ihr in der Thalhütte zusammen?"

"Weil es fünf Meilen näher und von dort das Moss leicht zu erreichen ist."

"Reitet Ihr bald?"

"Sogleich. Wir können unterwegs unsere Unterhaltung fortsetzen," erwiderte Barton, und Beide entfernten sich.

James Barton und Charles Carstone! — Gewiß ist dem denkenden Leser die traurige Ähnlichkeit dieser beiden Männer nicht entgangen. Beide begingen, vom Durst nach Gold getrieben, das nämliche Verbrechen auf zwei verschiedenen Hemisphären, getrennt durch das große, weite Meer; und nur als ein seltsam merkwürdiges Zusammentreffen ist zu betrachten, daß beide Verbrechen an einem und demselben Tage, am 12. Februar 177 — verübt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

man mit handeln, sich theilnehmen, und dazu war ich unfähig. Ich war nur recipirend da.

Groß und weit ist das Meer, ein Räthsel in seiner Bewegung, ein Räthsel in seinem Stillstand, ein Meisterwerk der schaffenden Hand! Doch ist mir der Anblick dieses Elementes nie wohlthuenend! Denn wie vorsehend wir auch seien, wie weit die menschliche Berechnung auch aus Eins und Zwei die wichtige Drei folgern lerne, doch lauschen wir dieser Macht kein Wahrzeichen ab, das uns vor ihrer Lüge behüte — und wo das Vertrauen fehlt, da fehlt uns der Freund.

Mit einem Gottlob! fühlte ich wieder festen Boden unter meinen Füßen, war ich wieder, was meine Bestimmung ist: ein Kind der Erde. Eine bunte Menschenmenge umgab mich, die Hauptstadt Englands, man möchte sagen der Welt, mit all ihrem Glanze, all ihrer Pracht, nahm mich auf; die Saison, die jede Anstrengung macht, den Schein vor die Thür zu stellen, zeigte all ihre Wunder; ein Wechsel von Vergnügungen riß mich fort, ich kam vor Erstaunen nicht zu mir. Ich war so Vielem nicht gewachsen. Wüste und leer wurde es in meinem Kopfe, ich hatte keine Gedanken mehr, und erst hier, wo es wieder still um mich, wo die Vögel singen und ein leises Säuseln in den Bäumen vor meinem Fenster hörbar ist, wird es licht in mir, die verworrenen Bilder lösen sich in einzelne Gruppen auf und treten als solche in heller, schöner Erinnerung vor mich hin.

So kurze Zeit ich in diesem Lande bin, so fühle ich doch schon eine wesentliche Veränderung meiner Anschauungen. Gar manches, was ich wie sich von selbst verstehend hinnahm, ruft mich hier zum Nachdenken auf, und das "Warum ist es so bei uns und warum anders hier?" regt mich an, eine Prüfung anzustellen, deren Resultat ein eigenes selbständiges Urtheil sein wird.

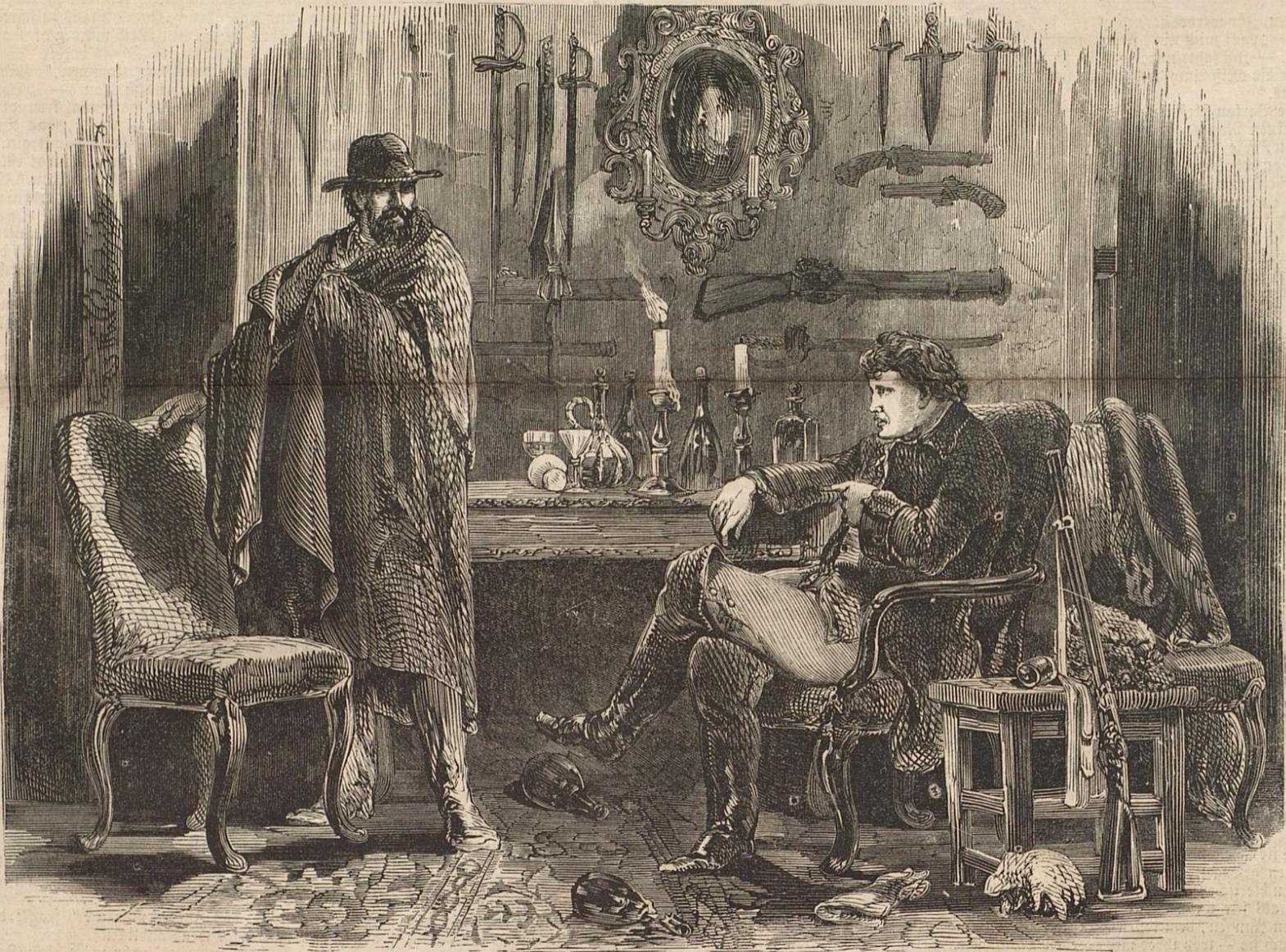
"Es schickt sich, oder es schickt sich nicht"; darüber hinaus gehen wir Frauen selten.

Das kleine Städtchen, in dem ich hier wohne, besteht aus

daß ich so schnell nicht über die schwere Prüfung dieses Hörens und doch nicht Hörens hinauskomme. Aber überstanden muß es sein, und ich danke dem Himmel, daß ich meinem Ziele so weit in das Angeficht blicke.

In die Gewohnheiten eines englischen Hauses fügt man sich schnell, wenn darin so wenig Förmlichkeit herrscht, wie hier. Man hätte auch in der That keine Zeit, so häufig die Toilette zu wechseln, so ganz ist jeder mit der Aufgabe seines Tages beschäftigt, die sich genau an die Stunden bindet und sogar mit den Minuten Hand in Hand gehen muß. Ich kann nicht sagen, wie wohlthuenend es mir ist, in dieser allgemeinen Thätigkeit auch für mich die Berechtigung zu haben, meinen Studien zu leben und meinem Geiste die Nahrung und Entwicklung zu gönnen, nach der er, wie die Blume nach dem Lichte, gelehrt und gedurstet hat, ohne in der Heimat die Muße dazu zu finden. Hier, wo das Leben abwechselnd aus geistiger Arbeit und dem Ruhen davon besteht, Ruhen, einzig um wieder an die Arbeit zu gehen, wo der Zweck des Lebens in der höchsten Bildung, in der möglichsten Entwicklung aller Geisteskräfte gesucht wird — hier bin ich mit meinem Streben ganz zu Hause, und die Unwissenheit, die ich beseitigen möchte, findet jegliche Nachsicht. — Ich, die ich mich in der Heimat so viel gewußt mit dem bishigen Tande meiner Bildung, wurde nicht wenig überrascht, als mir meine gänzliche Unkenntniß der nächsten Dinge in die Augen fiel.

Mistress Smythe führte mich am Nachmittag in ihren großen Garten hinter dem Hause umher. — "Ich habe hier Einiges zu thun," sagte sie in ihrer einfachen Weise, "vielleicht interessiert es Sie, meinen Beschäftigungen zuzusehen." — Ich folgte ihr und war Zeuge, wie sie den Bau maß und den Regen und allerlei mir ganz unverständliche Dinge vornahm. — Gleich darauf erklärte sie mir jedoch Zweck und Absicht ihres Vorhabens und bat mich, künftig stets zu fragen, wenn mir etwas aufstiehe, das ich nicht verstehe; es sei ihr nichts lieber als Jemand zu belehren, der lernen wolle, ich er-



Squire Barton und Colonel Butler. (Seite 160)

Briefe.

Von Amely Bülte.

1. Englisches Familienleben.

Nur der moralische Mensch ist frei. Julian Schmidt.

Bedford, im Juni 18 —

Das Land meiner goldenen Träume ist erreicht; England, das weiße, das grüne, hat mich aufgenommen; eine Welt von Wundern tritt mir auf jedem Schritte entgegen. Denn alles Neue ist ja für uns Wunder, bis wir es verstehen, bis wir die Bedingungen, die es hervorriefen, erkennen, bis Schein und Sein sich uns zu einem Begriffe einigen.

Ich bin noch völlig besungen von den vielen neuen Eindrücken, ich habe kein Urtheil darüber, ich nehme immer nur auf, und meine Gedanken stehen still. Mir ist zu Muth wie Jemandem, der den Athem anhält, während eine unvorhergesehene Begebenheit ihn überrascht; so völlig bin ich in Erwartung dessen, was die nächste Minute bringe. Erlebt habe ich demungeachtet eigentlich wenig oder nichts, seit ich von Ihnen schied; denn wenn man etwas erleben will, so muß

niedlichen Häuschen, von rothen Ziegeln aufgeführt, jedes mit einem Gärtchen vor der Thür. Wie freundlich das aussieht! Auf den Straßen geht selten ein Mensch, einen Wagen hörte ich noch nicht rasseln, es ist so still hier, als wäre der Ort unbewohnt. Es dämmerte bereits, als ich hier einfuhr. Die Kutsche hatte sich verspätet; man erwartete mich nicht mehr. Der Kutscher schellte, und sogleich erschien eine Waga, der eine Frau folgte, die ich nicht für die Herrin des Hauses hielt, so einfach war sie gekleidet. Als sie mir aber die Hand zum Willkommen bot und mich französisch anredete, da erkannte ich meinen Irrthum und machte meine erste flüchtige Begrüßung durch eine förmlichere wieder gut.

In einem Gartenzimmer wurde der Thee für mich aufgetragen, den ich ohne Appetit genoß. Die fremde Umgebung, die fremden Menschen nahmen mich zu sehr in Anspruch, um mir so viel Aufmerksamkeit zuzuwenden. Bald suchte ich die Ruhe, und aus Abend und Morgen wurde der erste Tag.

Es erregt eine eigenthümliche Empfindung, allüberall von den Tönen einer fremden Sprache überflacht zu werden. Wir leihen unser Ohr, wir lauschen, und immer wieder tragen sie uns etwas zu, das wir nicht verstehen. Ich sehe wohl,

zeige ihr damit einen großen Gefallen. Sie schloß dann ein Häuschen auf, das inmitten des Gartens stand, und führte mich in dasselbe. Hier sah es bunt aus; ich hatte an ein Gartenhaus gedacht und fand einen runden, dunkeln Raum mit den sonderbarsten Instrumenten. "Dies ist unsere kleine Sternwarte," sagte sie, "und es wird mir Vergnügen machen, Sie am Abend durch das schöne Glas blicken zu lassen, worin Sie den Mond um 120 Mal vergrößert sehen. Das Fernrohr ist sehr theuer, es gehört uns nicht eigen, ist nur von einem Freunde geliehen; denn wir sind nicht reich. — Mein Gatte schreibt einen Katalog der Sterne und mußte sie darum alle von neuem messen; zu dem Zwecke erbaute er mir uns dies Haus. Wir sind jetzt bald damit fertig. Leider konnte er sein Werk nicht selbst beendigen! Sein Freund, der Marquis von Bute, baut einen neuen Hafen im südlichen Wales und hat ihn gebeten, ihm bei der Anlegung behülflich zu sein. Ich werde ihm mit der Familie dahin nachfolgen, sobald ich hier fertig bin. Unter drei Monaten ist die Arbeit aber nicht zu vollenden, wie fleißig ich auch sei. Ich bringe jede Nacht hier zu. Eine meiner Töchter hilft mir, die andern machen am Morgen die Berechnung; dann habe ich später nur das Resultat einzutragen. So arbeitet man sich in die Hände."

Mistress Smythe sprach das alles so einfach natürlich, als handele es sich um etwas ganz Gewöhnliches. Sie legte

Erklärung des Modenbildes.

Alte Briefe.

ihrem Thun lange nicht die Wichtigkeit bei, die eine deutsche Frau einem Wasch- und Scheuertage verleihet. Doch wurde auch bei ihr gewaschen, und zwar jeden Montag; doch schnitt sie die Kleider ihrer Kinder zu, und die Dienerrinnen mußten in müßigen Stunden daran nähen; doch kam sie eines Nachmittags mit einer großen Schachtel in den Garten und zog daraus allerlei Bänder und Stoffe hervor, um sich eine neue Haube zu machen. „Wir sind nicht reich,“ sagte sie bei jeder Gelegenheit, „ich muß daher alles so einzurichten suchen, daß wir mit unserer Einnahme auskommen.“ — Sie war nicht reich und doch wie reich! — Einen solchen Familienkreis um sich bilden, wo nie eine finstere Miene gesehen werden durfte, wo nur Glück und Frieden herrschte und kein raubes Wort zu hören war; das ist ein Reichthum, den die Götter beneiden möchten! Ich verstummte vor dieser seltenen Erscheinung und ging in mich. — Warum hatte ich in der Heimat nie etwas Ähnliches gesehen, nie einen Maßstab an Frauenwerth gelegt, wie ich es nun zu thun geneigt wurde?

Es thut mir wohl, daß Mißreß Smythe sich gerne mit mir unterhält! Wenn wir gegen Abend weit hinaus auf die nächsten Dörfer wandern, dann nimmt sie meinen Arm und plaudert mit mir. Sie ist stets heiter und zeigt das schönste menschliche Wohlwollen für jeden, der mit ihr in Berührung kommt. Sehr häufig spricht sie mit mir von ihren Töchtern und deren Erziehung, die sie ganz selbst leitet. — „Wir sind nicht reich,“ setzt sie dann wieder hinzu, „ich habe sie also selbst unterrichten müssen, und darum fehlt ihrer Ausbildung noch sehr viel; denn wenn Kapitain Smythe zu Hause ist, entbehrt er mich sehr ungerne und ist nur dann froh, wenn ich ihm an seinem Schreibtische gegenüber sitze, um ihm bei seinen Arbeiten behülflich zu sein. Dadurch bin ich allerdings etwas gehemmt, meinen Töchtern so viele Zeit zu widmen, als ich wünschte; denn zuerst bin ich doch Frau und dann Mutter; mein Gatte hat mich gewöhnt, damit ich ihm Gefährtin sei, ich darf also meine erste Pflicht und mein schönstes Glück, das darin besteht, ihm unentbehrlich zu sein, keiner zweiten Rücksicht opfern.“

Wenn sie auf diese Art mit mir spricht, so hörte ich ihr mit einer Andacht zu, die aus der höchsten Verehrung entspringt. Sie giebt mir immer neue Gedanken, in meinen einsamen Stunden fallen mir ihre Worte wieder ein und werden nach und nach, wie ich hoffe, in mir etwas reifen, das erst zum Wollen und dann zur That führt. — Was ich vor allem lernen muß, ist: Selbstbeherrschung. In diesem Hause soll jeder glücklich sein, eine Mißstimmung, ein Streit, nun gar Launen, das sind Dinge, die man nicht kennt. Die Empfindsamkeit, die sich in Thränen auflöst, gilt hier nicht; aber herzliche Liebe haben alle für einander und jegliche Rücksicht, auch für mich.

(Fortsetzung folgt.)

[2867]

Figur 1. Promenadetoilette. Robe von Moiré antique, zu beiden Seiten des Rückens mit einer Garnitur von schwarzem Sammet ausgefattet. Das hohe, vorn zugespitzte Leibchen nähert sich vorn dem Schnitt einer Weste und ist hinten mit einem kleinen, an den Seitentheilen ausgehenden Schoos versehen, welcher in der Mitte des Rückens (d. h. am Schluß der Taille) in zwei tiefe Falten gelegt und mit zwei Quasten verziert ist. Man nennt diese Art Schoos: Postillon-Schoos. Von den vorderen Schneppen des Leibchens aus geht ein Revers nach den Schultern hinauf, welcher auf dem Rücken die Gestalt einer Berthe annimmt und mit schwarzem Sammet garnirt ist. Der Ärmel ist kurz nach vorn, sehr lang nach hinten, unten sehr weit, mit entsprechender Sammetverzierung und schmaler Guitpüre ausgefattet.

Tragen von Guitpüre. Unterärmel von weißem Mousselin, zwei Puffen bildend, deren jeder mit einem Volant von Guitpüre garnirt ist.

Sut von schwarzen Spitzen, mit schwarzem Sammet, Federn und Granatapfeln verziert. Die breite, den Rand der Passe bis zum Kinn hinab garnirende schwarze Spitze fällt als Halbfleier über die Stirn. Im Innern des Schirms (Passe) Blondenrüschen und Büschel von Granatapfeln. Schwarzes Bindeband mit schottischen Rändern.

Figur 2. Promenadetoilette. Robe von Taffet mit doppeltem Rock und hoher glatter Taille, welche hinten und vorn eine Schneppe bildet. Der obere Rock hat eine Flechtengarnitur mit herabhängenden Quasten. Die Taille ist vorn durch seidene, mit Chenille verzierte Knöpfe geschlossen; eine breite Flechte garnirt die Seitennähte der Taille und endigt in Quasten, welche zu beiden Seiten der Schneppe herabhängen. Der sehr weite Gigot-Ärmel ist mit Jockey und Aufschlag versehen. Beide, Jockey und Aufschlag, sind aufgeschlitzt und mit einer Flechtengarnitur, wie die der Tunika und der Taille, versehen. Spitzenträger, Ballon-Unterärmel mit einer an das Handgürtchen befestigten Spitze garnirt.

Sut à la Maria Stuart von weißem Krepp, mit Blonden und Federn geschmückt. Bindebänder von Taffet.

Figur 3. Dinertoilette. Robe von Taffet mit doppeltem Rock. Der Saum beider Röcke ist mit einer dreifachen bogenförmig aufgesetzten Flechte garnirt; diese Garnitur wird noch reicher durch die in bestimmter Entfernung sich wiederholenden Schleifen mit Quasten. Das edig ausgechnittene Leibchen hat vorn eine Schneppe und ist gleichfalls mit Flechten und Quasten verziert; ebenso die vorn aufgeschlitzten, abgerundeten Ärmel, welche, wie die Taille, noch eine Garnitur von schwarzen Spitzen zeigen. Eine weiße Spitze ist um den Ausschnitt geheset. — Ballon-Unterärmel, unten mit Spitzen garnirt.

Kopfschmuck à la Maria Stuart aus schwarzen Spitzen, mit einem Rosenzweig verziert.

Figur 4. Toilette eines kleinen Mädchens von 8-10 Jahren. Farlatanfleider mit doppeltem Rock, mit schmalem Sammetband besetzt. Ausgeschnittenes Leibchen mit Berthe, welche mit Sammetband und Spitzen garnirt ist, so wie die kurzen fältigen Ärmel. Das Haar ist in Flechten geordnet und kränzig arrangirt.

Ob ein Heiliger, ob ein Sünder sie schrieb,
Wirf sie hinein, denn das Feuer ist trüb,
Das Feuer ist trüb und die Nacht ist kalt,
Und diese Briefe sind gar so alt.
Wohl hat ihr Kommen mich einst gefreut —
Doch die Liebe ist todt, das Hoffen entflohn,
Und der Freund vergaß mich ja lange schon —
Was sollen die Briefe noch heut?

Wirf muthig sie in das Feuer hinein.
Sie wecken Dir nur der Erinnerung Pein
An altes Leid, an vergangenes Glück . . .
Ach, grausam wechselt oft das Geschick! —
Und die Welt von heute hat nichts gemein
Mit der in den Briefen verschlossenen Welt . . .
Es würde, was sonst Dich entzündet und gequält,
Dir nicht mehr verständlich sein.

In's Feuer! Was haben die Briefe für Sinn,
Wenn das Licht, bei dem wir sie lasen, dahin,
Um nimmer für uns wieder aufzugehn?
Ha! Wie die flackernden Banner wehn!
's ist bloßes Papier, Werth hat es kaum;
Doch manches haben wir heilig geschätzt
Und manches mit strömenden Thränen genezt,
Es überlesen im Traum.

Dort züngelt die Flamme, so mordbereit,
Um manchen treunüthigen Liebesid,
Um manches Wort einer Freundeshand,
Die längst nicht den Weg mehr zu meiner fand.
Hier flackert empor ein kindisch Gedicht,
Das unter den Briefen verborgen blieb.
Weiß kaum, ob ich selbst, ob's ein Anderer schrieb . . .
Verglimme, du kleines Licht!

Dies Iodernde Briefchen, einst duftend und fein,
Schloß eine goldene Locke ein,
Längst bleichte des Hauptes goldene Pier,
Und das Grab, wo es ruhet, ist weit von hier.
Wild spielet die Flamme mit ihrem Raub . . .
Nun ist es vorbei! — In wie kurzer Zeit
Wird Menschen-Streben und Seligkeit
Ein Häufchen Asche und Staub!

[2893]

n. d. Engl. von Marie Garret.



L'AMITIÉ.

Lied ohne Worte.

AFFETTUOSO
CON
AMORE.

The musical score is written for piano in 3/4 time, featuring a treble and bass clef. It includes various performance instructions such as 'Ped.', 'p', 'sf', 'veloce', 'Sua', 'tr', 'ad lib.', 'a tempo', 'cresc.', and 'loco'. The score is divided into several systems, each with a treble and bass staff. The piece concludes with a double bar line and the number [2896].

Das Potpourri.

Der Lenz hat die schlummernden Blumengeister erweckt; in tausend holdseligen Gestalten erheben sie sich aus dem kühlen Erdenbett, die Stelle, wo sie so lange begraben lagen, mit Duft und Schimmer schmückend. Das Veilchen haucht seinen mild erquickenden Athem, den Liebesgruß eines bescheidenen Herzens, dem majestätischen Sommengott entgegen, dem es sein kurzes, holdes Blütenleben verdankt, während des Lenzes duftlose, minder gefühlswarme Kinder zwar prangender, doch minder geliebt unter dem blauen Baldachin des Frühlingshimmels stehen. Denn was wir Menschen an den Blumen vor Allem lieben, ist ja der Duft — Duft ist die Seele der Blumen und spricht daher zur Seele des Menschen, nicht minder bezaubernd, nicht minder mächtig als die Klänge eines Liedes, als die ruhige Schönheit einer friedlichen Landschaft.

Es giebt fast keine süße Regung der Seele, welche auf dem weichen Fittig des Duftes nicht zu uns zu dringen vermöchte. — Düfte tragen uns die Erinnerung zu, führen das Gewesene in anmuthigen Bildern uns vor, Düfte erfüllen uns mit jener unaussprechlichen Lebenswonne, mit jener schwelgerischen Freude am Dasein, die durch nichts Anderes, selbst nicht durch Musik, in dem Maße erregt werden kann, als eben durch „Düfte“.

Wer hätte diese Lebenswonne nicht schon empfunden, wenn die blühenden Fliederblüthe und Jasminlaub mit ihren Wohlgerüchen von der Schönheit der Erde, von der Güte des Schöpfers erzählten, wenn aus den Kelchen der

Rosen und Lilien die Athmung eines irdischen Paradieses in das Menschenherz drang, oder der kräftige Waldbauft die Seele mit heiligen Schauern der Einsamkeit erfüllte!

Im Lenz und Sommer streut die gütige Natur das Füllhorn ihrer Wohlgerüche über die Erde aus, und wer so glücklich ist, im Schooße der Natur zu leben, oder auch nur den Sinn hat, einen Rosenstock, eine Hejeda, und sei es am Fenster eines Dachkammerchens, zu pflegen, der kennt den Zauber, welcher aus dem duftenden Mund einer Blume aufsteigt.

Doch Lenz und Sommer vergehen, der Herbst kommt mit dem Reichthum seiner Früchte und Reben, mit dem prunkenden Kranze blendender, duftloser Dahlien geschmückt; auch diese welken, der Sturm schüttelt die Blätter von den Bäumen und streut sie über die düre, schmutzlose Erde, der Winter deckt seine weiße Hülle über all die verwelkte Herrlichkeit, und die Düfte der Natur erstarren in Frost und Eis.

Und doch lieben wir den Duft so sehr, daß wir ihn nicht missen mögen und zu künstlichem Parfüm greifen, wenn das natürliche sich uns entzieht. Die Kunst des Chemikers hat längst schon die Seelen der Blumen in ätherische Wasser gebannt, die uns als Eau de mille fleurs, spring flowers, Ess bouquet u. s. w. bekannt sind. Indessen mögen auch wir, denen die höheren Zauberkünste der Chemie fremd sind, uns gern damit beschäftigen, die Geister der lieben Blumen zu bannen — oder — richtiger gesagt, ihre zarten Körper zu trocknen und einzubalsamiren, kurz, das zu bereiten, was man ein Potpourri nennt, d. h. in weit umschriebener Uebersetzung: eine Mischung dufsender Blumenleichen, denen durch Zusatz wohlriechender Oele und Essenzen einige Zeit ihr aromatischer Athem erhalten bleibt, damit er unsern Zim-

mern in der Jahreszeit, wo es keine Blumen giebt, zu Stat-ten komme.

Für den Fall, daß manche unserer Leserinnen Blumen des Sommers zu einem Potpourri zu sammeln beabsichtigte, lassen wir hier ein vorzügliches Recept folgen:

8 Loth Rosenblätter, 8 Loth Lavendelblüthen, 4 Loth Orangenblüthen, 2 Loth Jasminblätter, 1 Loth Gewürznelken, 1 Loth Zimmet, 1/2 Loth Cardamomen werden an der Luft getrocknet, klein geschnitten und unter einander gemengt. In dies geschoben, so thut man die Mischung in das dafür bestimmte Gefäß und befeuchtet sie mit folgenden Substanzen:

- Lavendelöl 1/2 Loth,
- Citronenöl 1/2 Loth,
- Bergamottöl 1/2 Loth,
- Nelkenöl 1/4 Loth,
- feinster Steinsprit 2 Loth.

Bekanntlich bedient man sich zum Potpourri eleganter Töpfe oder Vasen, gewöhnlich mit einem Deckel versehen, dessen zahlreiche Oeffnungen dem Arom Auszug gestatten.

Dieser Deckel kann jedoch auch, was mancher unserer kunstfertigen Leserinnen angenehm sein wird, durch eine sehr hübsche Handarbeit ersetzt werden, welche alle erforderlichen Eigenschaften für ihre Bestimmung besitzt, indem sie vollkommen bedeckend und dabei zugleich porös genug ist, das Aroma ausströmen zu lassen.

Abbildung und Beschreibung dieser sehr zierlichen, leicht anzufertigenden Arbeit bringt unsere Nr. 22.

Von der Aufbewahrung des Pelzwerks.

Bei der Aufbewahrung des Pelzwerks hat man vor allen Dingen Sorge zu tragen, daß es nicht von Insecten angegriffen, nicht moderig werde und seinen Glanz nicht verliere, oder, wie der Pelzhändler sagt, nicht abblühe. Das Pelzwerk hat unter den Insecten drei Hauptfeinde, nämlich die Motten, die Fleischwürmer und die Pelzkäfer. Die ersteren setzen sich gern auf den Grund der Haut und beißen in kurzem die Haare so weg, daß glatte Wege im Pelze entstehen, in welchem sie fortrücken; die Fleischwürmer hingegen bilden sich im Fleische des rohen Pelzwerkes, beißen die Haare in sehr kurzer Zeit durch, oder benagen sie wenigstens so, daß bei der späteren Behandlung derselben mit laugenhaftem oder salzigem Wasser kleine Scheibchen oder Streifen herausfallen. Sie sind den Rauchwaaren viel gefährlicher als die Motten, weil sie in viel kürzerer Zeit dieselben zum Grunde richten, sich viel schneller verbreiten, und weil der durch sie angerichtete Schaden viel auffallender ist, als bei den Motten. Der Schmetterling der Pelzmotte ist dadurch kenntlich, daß er auf den silbergrauen Flügeln in der Mitte einen Punkt hat. Man sieht die Motten von der Mitte des Frühlings an bis zu der Mitte des Herbstes in den Gebäuden herumfliegen. Sie selbst beschädigen das Pelzwerk nicht, aus den Eiern aber, die sie in dasselbe legen, kommen binnen ungefähr 3—4 Wochen kleine nackte Larven oder Würmer hervor, die sofort die Haare des Pelzwerkes abzubeißen anfangen, um sich daraus eine Art Kleid oder Scheide zu machen, die sie mit sich herumtragen, so wie sie sich auch davon nähren. Im Winter ruhen die Larven; im Frühjahr verpuppen sie sich, und nach etlichen Wochen kommen die Schmetterlinge zum Vorschein. In unberührter Schaffelle, ferner in noch nicht garmachte Rauchselle kommt nie eine Motte. Der Mittel gegen die Motten sind unzählig viele vorgeschlagen worden, und einige der wirksamsten möchten folgende sein:

1) Man schlägt das zu schützende Pelzwerk in ein Tuch ein und legt es so in einen Ofen; der beständige Zug, der hier stattfindet, wird von den Motten nicht vertragen. Jede andere Art, das Pelzwerk einem beständigen Luftzuge auszusetzen, würde unftreitig dasselbe leisten. 2) Oder man klopfe im Frühjahr (je zeitiger, um so sicherer ist es) das Pelzwerk tüchtig durch, um die etwa zurückgebliebenen oder gar schon hineingerathenen Eier und Larven zu entfernen, schlage dann das Pelzwerk in ein gutes linnenes Tuch, am besten in ganz rohe, noch mit der Schlichte behaftete Leinwand, so wie solche vom Weber kommt, nähe sie so ein, daß nicht die geringste Dehnung bleibt, und verwahre sie in einem Kasten oder Koffer an einem kühlen, finstern, trocknen Orte. Beide Verfahrensarten sind ganz zuverlässig. Will man noch ein Uebriges thun, so kann man einen oder den andern von den später zu nennenden riechenden Körpern mit einlegen, doch ist dieses bei sorgfältiger Befolgung des angegebenen Verfahrens nicht nöthig. 3) Sind schon Motten ins Pelzwerk gekommen, so kann man sie durch fleißiges Klopfen auch noch beseitigen. 4) Aber auch verschiedene Räucherungen können angewendet werden, denn es ist erwiesen, daß die Larven durch Räucherungen mit Tabak-, Schwefel-, Essig- oder Terpentindämpfen getödtet werden. 5) Wie es scheint, sind den Motten viele riechende Körper zuwider, und die meisten bekannnten Mittel gegen Motten beziehen sich auf Vorschriften, diese oder jene riechende Substanz mit dem zu schützenden Pelzwerk in Verbindung zu bringen. Besonders wird in diesem Bezuge das Terpentindöl genannt. In der That hat sich Réaumur überzeugt, daß die Larven der Motten, die man zugleich mit ein wenig Terpentindöl einsperrt, schnell durch die davon entwickelten Dämpfe getödtet werden, ja Réaumur sah sie auf Stücken Zeug sterben, die in unzugedeckten Gläsern lagen, wenn nur wenig Terpentindöl auf das Zeug gebracht wurde.

Hiernach hat man vielfach empfohlen, Pelzwerk dadurch zu schützen, daß man mit Terpentindöl befruchtene Stücke Papier, Lappen oder dergleichen mit an die Aufbewahrungs-orte, oder besser zwischen die Falten des Pelzwerkes legt, oder dieses in Zeug einschlägt, welches mit Terpentindöl genetzt ist. Ja man kann dieses Del ohne den geringsten Nachtheil auf das Pelzwerk selbst bringen, indem es sich wieder verflüchtigt. Aber eben wegen der Flüchtigkeit desselben wird man dieses Mittel öfters wiederholen müssen, und es möchte daher noch räthlicher sein, offene Flaschen voll Terpentindöl in die Schränke und dergleichen zu stellen. Der Geruch, den das Pelzwerk dadurch annimmt, verfliegt bald wieder in der Luft. In Neu-Drleans klopft und preßt man das Pelzwerk, legt es in alte Brauntweinfässer, die man mit einer Mischung von Terpentindöl und Weingeist ausgefüllt hat und gut verschließt. 6) Wie Terpentindöl mögen noch manche andere flüchtige Oele wirken, z. B. Spißöl, Anisöl und Wermuthöl, die man in der That auch empfohlen findet. Unter andern ist folgende Flüssigkeit gerühmt: Kampfer, Lorbeeröl, Terpentindöl, von jedem 1/2 Quentchen. Bergamottöl, Nelkenöl, von jedem 1/2 Quentchen. Geschnittene spanische Pfeffer 3 Quentchen. Weingeist 1 Schoppen.

Dies zusammen in einer verklopften Flasche acht Tage lang an einem warmen Orte digerirt und filtrirt, und hiermit alle acht Tage das Pelzwerk leicht eingesprengt. Außerdem hat man noch viele andere riechende Dinge zur Abhaltung der Motten empfohlen, die indeß zum Theil nicht sehr zuverlässig sein mögen; denn daß nicht jede beliebige riechende Substanz den Motten zuwider sei, geht aus Réaumur's Beobachtungen hervor, der z. B. so vielen Moschus, daß er mehr als halb Paris damit hätte riechend machen können, zu Mottenlarven legte, ohne daß sie davon litten. 7) In Rußland sollen die Kürschner gepulvertes Frauenglas oder Marienglas auf die behaarte Seite des Pelzwerkes einstreuen, welches dadurch geschützt wird, weil die Motten die feinen Spitzen der Pulvertheilchen nicht vertragen können. Vor dem Wiedergebrauche wird dann das Pulver durch Ausklopfen entfernt. Das fleißige Ausklopfen des Pelzwerkes, welches im Sommer viel öfter geschehen muß, als im Winter, und nachheriges sorgfältiges Auskämmen bleibt indeß immer ein treffliches Mittel.

8) Als ein ebenso zuverlässiges Mittel reines Pelzwerk, es sei roh oder zubereitet, gegen Motten zu schützen, wird auch das Einschlagen desselben in mit Salzwasser getränkte und dann getrocknete, oder mit Schwefel durchräucherter Tücher empfohlen. 9) Manche Pelzwerke bedürfen rüchlich der Erhaltung ihres Glanzes einer besonders sorgfältigen Aufbewahrung. Dunkle Orte sagen dem Glanze besser zu, als helle. P. C.

Parabel vom Tausendschön.

In jenen ersten Tagen der Schöpfung, als Jehovah noch bisweilen sichtbar auf der Erde erschien, um nicht allein mit dem Menschen, sondern auch mit Thieren, Blumen und Pflanzen Gespräche zu pflegen und sich von der Ordnung der neugeschaffenen Dinge und dem Wohlergehen Aller selbst zu überzeugen, in jenen Tagen wandelte der Herr einst auf grünem Ager am Rande eines stillen Weiher's. Dort blühte ein kleines, unscheinbares weißes Blümchen; zu diesem sprach Jehovah: „Wie gefällt es Dir in meinem Garten?“

„Ach Herr!“ — erwiderte das Blümchen — „der Erdengarten ist wohl schön, aber ich bin doch wohl gar zu unbedeutend, um darin mit Ehren stehen zu können. Mein Ansehen ist so schmucklos und einfach, daß ich unter all den prächtigen Blumen ringsum kaum beachtet werde, und wenn es geschieht, so ist es nur um verspottet zu werden. Der Mensch selbst hat mir, meiner Einfachheit wegen, den Namen Gänseblümchen gegeben.“

„Warte ruhig“ — entgegnete Jehovah — „es wird eine Zeit kommen, wo es anders sein wird. Des Menschen Geist ist noch vergleichungsweise eben so einfach als Dein Kleid. Aber er wird sich entsalten, er wird riesengroß wachsen und sich gleichsam vertausendfältigen. Künste und Wissenschaften, von denen er jetzt noch ebenso wenig träumt als Du, werden die Erde, die ich ihm zum Wohnsitz gegeben, verschönern und erleuchten und jedes Plätzchen derselben zu einem Tempel meiner Ehren schaffen. Der Alles veredelnde Geist der Kunst und des Wissens wird auch Dir einen reicheren Schmuck verleihen; Du wirst aus dem gering geachteten Gänseblümchen ein vielgepriesenes Tausendschön werden.“

Und so geschah es. Des Menschen Geist hat sich vertausendfältigt und Alles ringsum auf Erden nicht nur zu seinem Nutzen dienstbar gemacht; sondern auch dem scheinbar Unbedeutenden den Reiz der Schönheit zu verleihen gewußt. Das kleine Blümchen Tausendschön lohnt den fleißigen Gärtner durch reiches und schönes Blühen, das länger währt als die flüchtige Pracht mancher stolzen Blume. — Mädchen! Nimm des edlen Wissens so viel in Dich auf, als Du vermagst, und Du wirst, selbst wenn die Natur Dir nur eine unscheinbare Gestalt verliehen, ein holdes Blümchen Tausendschön sein. Nur mußt Du über Deinem Wissen und Können nicht den schönsten Schmuck jeder Tugend, den der Schöpfer vorzugsweise dem Weibe gab, die Demuth, verlieren!

[2908]

Bertha v. Wallenrodt.

Gesunde Vernunft.

Gesunde Vernunft ist das Licht unserer Seele, bei dessen Schein wir das Wahre, das Rechte erkennen und daran festhalten uns bestreben; es ist die glückliche Gabe, ein richtiges, unparteiisches Urtheil zu fällen über Dinge, Handlungen und Ereignisse, die wir, ohne sie wissenschaftlich durchdringen zu haben, kennen lernen. Der schärfste Verstand, die glänzendste, reichste Phantasie, das krafftvollste, fruchtbarste Genie bleiben häufig ohne Erfolg in der Welt, nur weil sie der Unterfützung der gesunden Vernunft oder des gesunden Sinnes entbehren, jenes klärenden Etwas, das der Franzose mit „bon sens“ bezeichnet.

Die gesunde Vernunft hat nichts Blendendes, ihr Auftreten ist so einfach als bescheiden; fordert nicht die Beachtung heraus, aber sie beachtet Alles, was mit ihr in Berührung kommt.

Wohl mag die Wissenschaft stolz sein auf ihre Entdeckungen, auf ihre Arbeiten, ihre Erfahrungs, doch die gesunde Vernunft ist es, die den Weisen, den Forscher leitet, die beobachtet, regelt, vergleicht und recht eigentlich das erst belebt, was sonst nur todes Wissen sein würde.

Wenn bei physikalischen Experimenten, in der Composition eines Buches, im Grundriß eines Gebäudes die gesunde Vernunft nicht dem schaffenden Talent zur Seite steht, so werden bald zahlreiche Fehler, Selbstmitleiden und Regelloigkeiten das Werk verunstalten und von der Unreife seines Urhebers Zeugniß ablegen. Wie mancher Mensch, obgleich zu weilen Blitze des Genies sein Inneres erleuchten, kann dennoch keine gute Arbeit vollbringen, weil das bescheidene läuternde Licht der gesunden Vernunft ihm fehlt.

Es scheint, als sei man in unsern Tagen mehr darauf bedacht, den Geist als die gesunde Vernunft zu wecken, eine Versäumnis, welches die Jahre zum Glück zuweilen noch ausgleichen, denn in den meisten Fällen ist „gesunder Sinn“ ein Ergebnis der Erfahrung.

Gesunder Sinn und guter Geschmack fließen oft in einen Begriff zusammen. Auch der gute Geschmack erkennt und billigt das Gute und Schöne, doch ist sein Reichthum mehr das höhere geistige und gefellige Leben, während die gesunde Vernunft alle Dinge und Verhältnisse des täglichen Lebens erfährt und durchdringt. Die gesunde Vernunft vertritt bei der Masse der Menschen die Stelle des Wissens.

Es giebt keine Nuancen zwischen der gesunden Vernunft und dem Verstand, so wie zwischen der gesunden Vernunft und dem Urtheil: Verstand und Urtheil bewegen sich häufig nur auf dem Felde der Theorie und Speculation, während die gesunde Vernunft sich vorzüglich in der Praxis des Lebens bethätigt.

[2907]

Die Mode.

In Büchern, von der Kanzel, vom Theater herab wird der Luxus gezeihelt, namentlich der Luxus der Frauen im Betreff ihrer „Staatsangelegenheiten“.

Diese Vorwürfe sind freilich nicht ganz ohne Grund, obgleich unsere Zeit nicht die ist, in welcher der Luxus der Frauen den höchsten Grad erreichte. — Die Frauen früherer Jahrhunderte haben es uns darin weit zuvorgezogen. — Und was können wohl die Don Quixotes, die gegen unsere Toilette zu Felde ziehen, uns jetzt noch anhaben, da wir in grauen,

einfachen Kleidern den Frühling empfangen? Es stehen uns doch alle erdenklichen leuchtenden Farben zu Gebote, und die Versuchung liegt gewiß nahe, uns mit den Blumen um die Wette bunt zu kleiden. Doch wir wählen bescheiden das Grau, das sanfte, einfache Grau. — Freilich ist diese Bevorzugung des Grau nicht ganz uneigennützig, denn diese an sich so unscheinbare Farbe kleidet vorzüglich, ist allen Eventualitäten des Wetters gewachsen, eben so schmückend zu großer Parüre, als gefeit gegen den sommerlichen Staub, dessen Berührung sie nicht befleckt, da sie eben selbst „Staubfarbe“ ist.

Ja, es unterliegt keinem Zweifel, daß Grau in seinen verschiedenen Nuancen bleibt in diesem Sommer Modefarbe, natürlich ohne das Schottisch zu beeinträchtigen, welches so wohl zu vollständigen Roben, als auch zur Garnitur einfacher oder klein carrirtes Kleider von sanften Farben verwandt wird, z. B. sind schottische Seidenstreifen eine sehr angemessene Verzierung für ein grau und schwarz carrirtes Taffetkleid, wie denn überhaupt Taffete in grau, gaspirt, hintirt, marmorirt mit Vorliebe von den Damen getragen werden.

Zu den neuesten Roben gehören sowohl in Seide als in Wolle die mit breiten Streifen tout au tour gewirkten; häufig sind die Streifen in einer dunkleren Nuance der Grundfarbe gehalten, dem solidesten Geschmack zusagend, doch hat der Contrast absteigender Farben jedenfalls zu viele Freundinnen unter den Damen, als daß die Robeindustrie nicht auch reichlich dergleichen Kleider in zweierlei Farben geschaffen haben sollte.

Die doppelten Röcke, schürzenartig oder à bandes verziert, sind besonders zu geschmückter Toilette sehr beliebt und werden theils mit Berücksichtigung des Besizes abgepaßt fabricirt, theils bleibt es den Damen überlassen, jedem beliebigen Stoff durch Sammet, Borten oder die Werke des Posamentiers die genannte Ausschmückung zu geben.

Wie wir schon bemerkt, neigt die Mode sich jetzt entschieden der Einfachheit zu, und wie auffallend oder baroque die Confectionen auch sein mögen, welche uns aus Paris, der Wiege der Mode, zukommen, so kleiden die wahrhaft eleganten Pariserinnen sich einfach. — Die auffallenden Toiletten werden auch in Paris nur von den Damen fraglicher Vornehmheit und zweifelhaften Rufes getragen.

Die Abbildungen moderner Sommermäntel und Mantillen, welche der Bazar in Abbildung und Beschreibung theils schon gebracht, theils noch bringen wird, überleben uns hier einer Erörterung, und wollen wir bezüglich der Mantillen, so wie der Roben nur bemerken, daß gefaltete oder gebrannte Bandgarnituren vorzüglich in vogue sind. Den besten Beweis dafür liefert der Umstand, daß ein Modemagazin in Paris (Desterbecq) fertige Bandgarnituren in Sammet, Taffet, Krepp, Gaze in verschiedenen Farben und Breiten, gebrannt und gefaltet, verkauft, zum großen Vortheil der Näherinnen und aller Derer, welche mit Anfertigung der Damentoilette zu thun haben und mit der Zeit haushälterisch umzugehen genöthigt sind.

Die Schöpfe werden nur noch zu Hauskleidern getragen, ausgenommen von kleinen Mädchen, deren Staatsroben diesen allerliebsten Schmuck noch nicht entbehren können.

Bei einer Promenadetoilette von einiaer Eleganz erfordert die Mode in den Farben des Hutes Uebereinstimmung mit denen der Robe; eine elegante Dame hat zu jeder Robe ihren bestimmten Hut, ein Virus, der allerdings nicht für alle Verhältnisse paßt, und dem man sogar sehr gut ausweichen kann, ohne der Eleganz gänzlich zu entsagen, indem man auf der Straße sich schwarz oder grau kleidet. Diese beiden Farben vertragen die Zusammenstellung mit allen andern so gut als das weiße Kleid junger Mädchen.

Daß der Wechsel der Jahreszeiten von wichtigem Einfluß auf die Mode und deren Industrie, ist nicht zu leugnen und Niemandem ein Geheimniß, doch daß sogar die Taschentücher sich dem Frühlinge zu Ehren geschmückt haben, dürfte vielleicht doch nicht allgemein bekannt sein. Die mouchoirs printaniers sind eine pariser Erfindung. Ihr Frühlingsschmuck besteht in einer Verzierung des farbigen, leichten Seidenbandes, das die Franzosen mit dem Namen „faveurs“ bezeichnen, und welches leicht genug ist, dem Waffel als grazibler Schmuck zu dienen, der freilich auch ein sehr schlüchtiger ist, mehr eine Spielerei, die schon unsere Ahnfräuen kurze Zeit getrieben. Denn die „faveurs“, sie mögen nun die Farbe von Rosen, Flieder, Veilchen, Hyazinthen oder sonstigen Blumen tragen, bleichen so schnell und sind so vergänglich, wie alle „faveurs“ dieser Welt.

[2895]

Veronika v. J.



Goldrahmen zu reinigen.

Die Goldrahmen der Bilder und Spiegel werden mit einem feinen Pinsel oder Schwamm, den man in Essig taucht, gereinigt und nach einigen Minuten mit reinem kaltem Wasser abgospült. Doch muß diese Operation sehr sorgfältig und so selten als möglich vorgenommen werden, weil die Vergoldung sich leicht abnutzt.

Bronze zu reinigen.

Bergoldete oder bräunliche Bronze wird mit einem feinen in Wein getauchten Schwamme abgerieben und in der Sonne oder am Feuer getrocknet.

Ameisen aus Zimmern und Möbeln zu vertreiben.

Will man diese lästigen Insecten verbannen, so legt man ein Stück Holzkohle an den Ort, wohin sie zu kommen pflegen. Unter den Möbeln läßt es sich gewöhnlich unbemerkt anbringen. In Kommoden, Schränken u. s. w. muß die Kohle

in eine Eße gelegt werden, wo sie durch ihre Berührung nicht zarten Gegenständen verderblich wird.

Glas und Krystall zu kiffen.

Etwas Gummi arabicum wird in Weingeist aufgelöst. Hierauf erwärmt man die Glas- oder Krystallstücke etwas auf einer Spiritusflamme, bestreicht die zerbrochenen Ränder mit dem Gummi, paßt sie gehörig an einander und läßt sie trocknen.

Die Wände vor Feuchtigkeit zu schützen.

Man läßt 12 Unzen Theer und 2 Unzen Fettabsfälle eine Viertelstunde lang zusammen kochen. Unterdessen hat man gelöschten Kalk und zerstoßenes Glas (vom ersten 2, vom letzteren 1 Theil) zusammengeriehrt und mischt nun den gekochten Theer darunter. Ist das Ganze gut durchrührt, so gießt man es durch ein Sieb, läßt es am Feuer etwas trocknen oder sich verdicken und trägt, sobald der Mörtel die gehörige Consistenz erlangt, denselben 1/2 Zoll dick an den feuchten Wänden auf. Ist die Feuchtigkeit derselben sehr bedeutend, so muß noch eine zweite Lage aufgetragen werden. Man kann darüber auch noch einen andern Cement aus Kalk, Haaren und Gyps anbringen.

Durch dieses Mittel werden Steinwände, welche die Feuchtigkeit schon bis zum Zerbröckeln verdorben, wieder vollkommen fest, und man darf nicht befürchten, daß die über diesem Cement angebrachten Tapeten ferner durch Feuchtigkeit der Wand die Farbe verlieren.

Man darf von dieser Composition nie viel auf einmal machen, sondern höchstens so viel, um 3 Quadratrufß damit bekleiden zu können, weil Kalk und Theer sich zu rasch härten, um lange zum Auffreichen geeignet zu bleiben.

Encaustik zu Möbeln und Zimmerfußböden.

Man nimmt für 1 1/2 Sgr. (6 Kr.) Terpentinöl, für 2 Sgr. (8 Kr.) Wachs, schneidet das Wachs in kleine Stücke, thut es in einen hinreichend großen Topf und gießt das Terpentinöl darüber. Am andern Tage, wenn das Wachs, ohne über dem Feuer geschmolzen worden zu sein, zergangen ist, rührt man die Mischung gut um und erhält dadurch einen ziemlich flüssigen Teig, dessen man sich zum Glätten der Möbel und des Parquets bedient, indem man ihn vermittelst eines wollenen Fleckens aufstreicht, doch dabei stets sehr wenig auf einmal auf das Flecken nimmt. Wenn der Teig sich verdickt, muß noch etwas Del nachgegossen und aufs Neue umgerührt werden.

Dieser Lack, wie hieraus erkennbar, sehr einfach zu bereiten, ist ganz vorzüglich für seinen Zweck geeignet. Nachdem man ihn leicht auf Möbel und Fußböden gestrichen, reibt man mit einem andern wollenen Flecken darüber und giebt dadurch dem zu polirenden Gegenstand eine Spiegelglätte. Es ist kaum nöthig, selbst beim Fußboden nicht — sich einer Bürste zu bedienen. Das über einen Besen gelegte Stück Wollstoff genügt. Daß dieses Stück Wollzeug nicht dasselbe sein darf, womit man den Lack aufstreicht, ist schon bemerkt worden.

Das Stärken der Wäsche.

Dr. Egger macht in den „Frauens. Bl.“ auf eine Methode des Wäsche-Stärkens aufmerksam, welche bei allen übrigen Vortheilen noch den Ersparniß für sich hat. Es ist dies die Anwendung der rohen, ungekochten Stärke statt der gekochten. Die Stärke wird im kalten Wasser aufgelöst, sehr dünn auf die Wäsche aufgetragen, diese letztere über Nacht in ein feuchtes Tuch geschlagen und des andern Tages gebügelt oder geplättet. Jede Hausfrau wird sich durch eine im Kleinen vorzunehmende Probe überzeugen, daß dieses Verfahren sehr empfehlenswerth ist. Die Stärke hängt sich niemals an das Bügelleisen und macht dasselbe nicht raub, die Wäsche bleibt blendend weiß, und man bedarf bei dieser Verfahrensart nur etwa 1/3—1/2 des sonstigen gekochten Stärkequantums.

Russische Eier.

Man kocht 1/2 Schock Eier hart. Alsdann schält man sie ab, schneidet sie der Länge nach durch und nimmt die Dotter heraus. Diese zerrißt man mit 3—4 rohen, ganzen Eiern zu einem Teige, thut gestoßenen Zucker, ein wenig Salz, ein Stückchen zerschmolzene Butter, fein gestoßene Mandeln, worunter einige bittere, und 1—2 Löffel süße Sahne dazu. Sollte die Masse sehr weich sein, so kann sie mit etwas gestoßenem Zwieback verdickt werden. Man streicht diese Masse mit dem Messer in die Hohlungen der hartgekochten Eiweiße, jedoch, da sie sich vermehrt hat, etwas höher als die Selben gewesen wären, so daß es fast wieder ganze Eier sind.

Diese bäckt man nun in der Eierkuchenpfanne mit Butter hellbraun, und zwar nur auf der gefüllten Seite. Sind sie hellbraun, so legt man sie in eine Schüssel und gießt folgende Sauce darüber:

In einem Tiegel rührt man das Gelbe von 6 Eiern mit ein wenig Mehl, etwas Weinessig, Zucker und Wasser klar, legt ein Stück frische Butter hinein, saßt die Sauce und läßt sie unter beständigem Rühren aufkochen. Die Scheiben einer Citrone, von der man jedoch, bis auf Weniges, die Schale abgeschält, erhöhen den Wohlgeschmack.

Crème von saurer Sahne.

1/2 Quart saure fette Sahne schlägt man mit dem Schneebesen zu steifem Schaum. Alsdann vermischt man ihn mit einem halben Teller voll geriebenem Schwarzbrot (Commisbrot) und 6—7 Loth gestoßenem Zucker, auf welchem die Schale einer Citrone abgerieben ist. Man verbindet damit noch 1 Loth in warmem Wein (eine Tasse) aufgelöste Gelatine, peitscht die Masse gut durch und läßt sie in einer Affiette, wo möglich auf Eis, stehen, ehe man sie aufträgt.

Wein-Crème.

1/2 Flasche Rheinwein schlage man mit 1/2 Pfd. gestoßenem Zucker, auf dem etwas Citronenschale abgerieben, nebst dem Gelben von 10 Eiern so lange über dem Feuer, bis es dicklich wird, worauf man 1 Loth aufgelöste Gelatine damit vermischt und die Crème erkalten läßt.



Man kann den bösen Neigungen seines Temperaments nicht anders Genüge leisten, als auf Kosten seines Glückes.

Es ist eine der größten Inconsequenzen des menschlichen Geistes, daß wir auch von denen bewundert sein wollen, die wir gering schätzen.

Die Höhen des Lebens sind wie die Höhen der Berge. Nur Adler und kriechendes Gewürm können hinauf gelangen.

Heiterkeit macht stets liebendwürdig, sobald sie natürlich ist; nur die gekünstelte wirkt widerwärtig.

Man muß nur in Gesellschaft gehen, um sich mit Andern zu beschäftigen. Wer sich mit sich beschäftigen will, thue es zu Hause im stillen Zimmer.

Die Bewunderung gleicht der Flamme; wenn sie nicht stets neue Nahrung erhält, vermindert sie sich und erlischt endlich ganz.

Nichts hindert so sehr die Natürlichkeit, als das Bestreben, natürlich sein zu wollen.

Räthsel - Aufgabe.

Table with 7 columns: Wie, trübt, mein, hast, war, ich, Dann, heut. It contains a word puzzle grid.

[2894]



Erstes Räthsel.

Die beiden Ersten von vier Sylben nennen, Was wahrhaft Größtes unsre Körperwelt — Die Letzten, was sie Kleinstes nur enthält, Das unbewehrt Dein Auge mag erkennen. Das Ganze wogt und wirbelt sondern Raß Rings um Dich her in ewigem Bewegn, Doch nie und nirgend hat's Dein Blick erfah't, Wo nicht die Ersten sich ins Mittel legen; Ihr Verstand läßt die Letzten Dich erkennen — Nach ihnen pfllegt das Ganze Du zu nennen.

[2892]

Pauline Ulfch.

Zweites Räthsel.

Du triffst mich oft bei Spiel und Tanz, Bei Heiterkeit und Frohsinn an. Ich herge Jungfrau dort und Frau, Den jüngern wie den ältern Mann. Wohl hundert Augen nehm ich mein Und habe niemals doch gesehn, Bin bals von Holz, von Stein und Bein, Von Stoffen sanft und weich und schön. Der, welcher mich als Hülle trägt, Ist selten von Bedächtigkeit. Doch der, der mich gewinnen will, Braucht gar wohl sehr Bedachtsamkeit. In allen Farben prang' ich gern Beim heitren lust'gen Spiel der Nacht, Und wenn ich grün bin hast Du mich Als Lustspiel oft gewiß belacht.

[2891]

Auflösung des Räthsel in Nr. 19.

Fingerhut.

Auflösung des Rebus in Nr. 19.

Der Geizige ist immer arm.



Frl. v. C. in W-n. Die neuen Mantillen von Gagelin in Paris, welche Sie an Ort und Stelle „zu bewundern“ Gelegenheit hatten, sind bereits seit Wochen in unserm Besitz und folgen die Abbildungen (auch die der „Muschel-Mantille“) in Nr. 23. — Wir liefern in Nr. 20, 22, 23 und 24 in Summa 32 Abbildungen von Mantillen und Sommer-Manteln, und haben, da ein großes Verlangen darnach war, in Nr. 20 mit den einfacheren, beschriebeneren Facons begonnen. Nr. 22 und 23 bringen originellere Modelle.

H. v. B. in N-. Auch auf die Gefahr hin, daß diese Antwort Sie nicht mehr auf Ihrem Schloß antrifft, vertrauen wir Ihnen diesen Spalten an. Aufbewahren wollen wir Ihre „schönen“ Gedichte, aber drucken werden wir sie nicht.

Frl. A. G. L. in B. Entschuldigen Sie die kleine Eigenmächtigkeit von unserer Seite, wodurch unter die Kinder Ihres Geistes oder vielmehr Ihres Scharfsinns ein fremdes getreten ist, welches Sie natürlich sogleich als einen Eindringling erkannten. — Die Sache verhält sich ungefähr so: Ihre Verse waren gedruckt — es stellte sich jedoch heraus, daß der erste Vers geändert werden müsse — der categorische Imperativ der Lösung ist zu sehr von der jetzigen Sprachweise abweichend. Sie waren zu fern, der Raum mußte eingeengt werden und so blieb uns nichts übrig als aus eignen Mitteln das Fehlende zu ergänzen. — Gönnen Sie dem Fremdling Ihre Namensdifferre, er macht derselben wenigstens keine Schande.

Von dem zuletzt Empfangenen werden wir wahrscheinlich keinen Gebrauch machen, doch wird das in Ihrem Briefe Erwähnte uns angenehm sein. — Eine kleine leicht gezeichnete Zeichnung macht die Sache anschaulicher.

Frl. v. M. in C. Wäscheleiderne Handschuhe werden auf die Hände gezogen und so mit Wasser und Seife gewaschen, dann eben so getücht; — ehe sie ganz trocken sind, muß man die Handschuhe nochmals anziehen oder über einem Handschuhholz ausweiten, um das Zusammenwachsen des Leders zu verhindern. Die Naubheit gewaschener Glace-Handschuhe beseitigt man durch Reiben mit Kalkein.

Frl. C. B. in T. g. Sie finden Auskunft darüber in Nr. 1 des Bazar. Bedarf die Mantille einer gründlichen Reinigung; so werden Sie das Zertrümmern derselben nicht vermeiden können.

Frl. Ad. W. in T. Das Waschen seidener und wollener Stoffe geschieht auf folgende Art.

Man läßt 2 Pfund Kleie in 14 Pfund Wasser kochen, gießt dieses Wasser durch ein leinenes Tuch und wäscht damit Fouards, seidene und wollene Kleider, Tücher u. s. w. Nach dem Waschen wendet man die Stoffe aus — bei den seidenen bedient man sich dazu eines Leintuches — und spült sie noch feucht. Sonstige Angaben darüber finden Sie in der Correspondenz der Nr. 1 u. 15 des Bazar, Jahrgang 1858.

Frl. A. D. in B. Der Bazar bringt nächstens ein vollständiges Alphabet und damit auch die Erfüllung Ihres Wunsches. Ihre Einsendung werden wir berücksichtigen.

Frl. J. L. in W. I. Der Name soll so bald als es angeht erscheinen, doch mit so mannigfachen Variationen, wäre unmöglich.

Frl. C. W. in G. w. d. Es wird schwer sein, Ihrem Wunsche genügen zu können, da bei der in Rede stehenden Sache das genaue Was sehr zu berücksichtigen ist; doch wir wollen sehen.

Frl. C. S. in G. n. In Nr. 12 dieses Jahrganges haben Sie bereite die Abbildung einer Brauttoilette empfangen und zu gleicher Zeit eine Anzahl moderner Taillen, unter denen auch ausgeschnittene, die Sie jedenfalls zum Modell nehmen können. — In Betreff Ihres zweiten Bitte nehmen wir zwar an, daß Sie einen Beschemel (nicht „Beschemel“) meinen, müssen aber dennoch um genauere Bestimmungen bitten, ehe wir entscheiden können, ob sich Ihr Wunsch erfüllen läßt.

Frl. C. S. in B. n. — In dieser Beziehung würden wir einen Verstoß gegen die Mode begehen und Ihnen zu einem gleichen Vergehen befähigt sein.

Frl. C. W. in G. Die Unmöglichkeit allen Wünschen unserer Abonnentinnen in Bezug auf Schnittmuster durch den Bazar genügen zu können, hat uns eben veranlaßt, die „Pariser Modelle“ herauszugeben. Eine der nächsten Nummern dieser Zeitung enthält das von Ihnen gewünschte Modell.

Frl. A. J. in B. g. Wir können nur Schnittmuster von neuen Modellen bringen. — Sollte Ihnen damit nicht besser dienen sein, als mit dem gewünschten Schnitt der Mantille aus dem vorigen Jahrgange des Bazar?

Frl. A. R. in N. Sobald wir wieder Filatessins zu dem besagten Zweck bringen, werden wir auf Ihren Wunsch bedacht sein; für jetzt müssen wir die Sache als erledigt gelten lassen, wenn nicht andere nöthigere Dinge zurückbleiben sollen.

Frl. A. th. J. in W. Nr. 24 des Bazar bringt ein Dessin zu einer Applicationarbeit auf starkem Taill, mit hochrother Wolle und weißer Baumwolle auszuführen, welche als Ueberzug eines Taillens von weißem Atlas und auch zur Tapete vorzüglich schön sein wird.

Frl. A. J. in H. F. — Frl. Fr. S. in D. g. — Frl. C. g. in G. bei H. — Frl. Dr. O. r. in R. Wir erkennen es an, daß Sie Grund zur Klage haben, und nehmen die Schuld auf uns mit dem Vorbehalt, auf Abhilfe bedacht zu sein; daß diese Aenderung keine pfechtliche sein kann, bedarf keiner Erläuterung.

Frl. C. F. in R. Diese Bemerkung ist schon häufig gemacht worden. Die Art der Körperstellung, welche durch das Harpenspiel bedingt wird, ist der Gesundheit nachtheilig durch den Druck, den das Instrument gegen die Brust ausübt. Unsere Großmütter müssen sehr kräftiger Natur gewesen sein, daß sie, so viel uns bekannt, durch dieses ihr Lieblingsinstrument nicht geschwächt worden sind. Unsere zarte Generation würde schon aus Gesundheitsrückichten auf die Harte verzichten müssen, wenn das Klavier nicht diese aus der Gunst der Damen gänzlich verdrängt hätte. Clavierübungen haben an und für sich nichts der Gesundheit Nachtheiliges; im Gegenheil ist die dazu erforderliche Stellung eine dem Körper natürliche und daher zuzugende.

Anderes ist es mit der Geige; häufige Übungen auf diesem oder einem ihm verwandten Instrument sind vom schädlichsten Einfluß auf das Nervensystem, und es gehört eine feste Gesundheit, namentlich der Brust, dazu, das dem Körper durch das Instrument mitgetheilte stete Vibriren der Söhne ohne Nachtheil zu ertragen. Wie leicht lebte Marie Milanollo noch, wenn sie nicht ihr Lebenslang Geige geipielt, aber — dann wäre sie ja auch nicht das gewesen, was wir heut noch unter diesem Namen bewundern und lieben.

Von den Pariser Modellen sind die ersten 3 Lieferungen erschienen und versandt. Lieferung 4 erscheint in einigen Tagen. — Folgende Schnittmuster sind bisher in den „Pariser Modellen“ veröffentlicht:

- Lieferung 1 enthält Modell 1 glatte hohe Damentaille, Modell 2 Sommer-Ueberwurf für Knaben, Lieferung 2 enthält Modell 3 Mantille Flora, Modell 4 Mantille Clarisse, Lieferung 3 enthält Modell 5 Sommermantel für Damen, Modell 6 Mädchenkleid für das Alter von 5—6 Jahren, Lieferung 4 enthält Modell 7 Mantille, Modell 8 Knaben-Kittel.

Die nächste Lieferung der Pariser Modelle werden bringen: weitere Schnittmuster zu Mantillen und Sommer-Manteln, Taillen, Mantillen und Sommer-Mäntel für Mädchen von 10, 12 und 14 Jahren u. s. w. u. s. w. Die allgemeine Theilnahme, welche unser neues Unternehmen gefunden, ist uns ein neuer Sporn, Alles anzubieten, das Vorzüglichste für den billigen Abonnementspreis zu liefern. Wir haben von Lieferung 3 ab deshalb auch das Format um ein Beträchtliches vergrößert, wodurch das Umschlagen der Schnitte vermindert und das Abnehmen derselben mithin erleichtert wird.

Wo die Bestellung auf die Pariser Modelle noch nicht gemacht, bitten wir dies schleunigst zu thun, um die Auflage feststellen zu können. Der Vorrath der ersten Lieferung ist nur noch ein geringer.

Die Administration des Bazar.